No. 10. Jahrgang IV. **Allgemeine Israelitische Wochenschrift** Berlin, 8. März 1895.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Jeschurun.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

## Inhalt:



## Die Unsterblichen.

Die Völkersage erzählt von dem ewigen Juden Ahasver, die Geschichte der Juden von dem ewigen Haman. Ruhelos wandert der ewige Jude seit mehr als 1800 Jahren auf Erden. Sein Auge flieht der Schlaf, sein Fuß wird nicht müde. Er taucht an verschiedenen Orten der Erde auf und, obwohl eine einzige Person, wollen ihn doch viele gleichzeitig im Osten und Westen gesehen haben. Er redet die Sprachen der Völker, in deren Mitte er erscheint, ist Vorbote und Zeuge großer welthistorischer Umwälzungen und Ereignisse. Der Volksmund hat sich seiner bemächtigt und einen reichen Sagenkranz um sein Haupt gewunden, die Dichter haben ihn zum Mittelpunkte ihrer Dichtungen gemacht. Der ewige Haman ist leider keine Legende, sondern die pure, traurige, tragische Wahrheit. Wohl erzählt das Buch Esther, daß Haman an einem hohen Pfahl sein Leben endete. Allein sein böser Geist lebt fort auf Erden, lebt bald in diesem, bald in jenem menschlichen Körper und setzt seine feindselige Thätigkeit gegen die Juden fort. Wie Ahasver wandert er von Land zu Land, wird bald hier, bald dort sichtbar, redet verschiedene Idiome, wiederholt aber immer dieselben Worte, die er zum ersten Male in Schuschan zur Verleumdung der Juden gebraucht hat. Sein Lebenselement sind Anklagen und Beschuldigungen, Verdächtigungen und Denunziationen gegen die Bekenner des Judentums. Er nennt sie ein unveränderliches, unverbesserliches Volk, das trotz seiner Zerstreuung eine geheime Organisation besitzt, durch welche es zusammenhängt und ein Ganzes bildet. Seine Gesetze — so behauptet er — unterscheiden sich von denen der übrigen Nationen, verhindern, daß es sich den Völkern aufrichtig und innig anschließe und sind die Ursache, daß ihm wahrer Patriotismus und aufrichtige Unterwerfung unter die politischen, moralischen und sozialen Normen der Völker mangeln. Nichts, so schließt dieser ewige Staatsanwalt gegen die Juden, ist imstande sie zu bessern, ihr Naturell zu ändern und sie zu loyalen Staatsbürgern zu machen: Censeo, Israel delendum esse, Israel muß vernichtet werden.

Der ewige Haman erschien in Alexandrien im Philosophenmantel, in der Gestalt Apion's, häufte Lüge auf Lüge gegen die Juden, wie einst in Schuschan. Er wurde in Frankreich und in Spanien gesehen, trug dort ein Priestergewand, redete in salbungsvollem Tone und stiftete großes Unheil an. Jedes Land, wo Juden sich niederließen, lockte ihn an. Er kam, sah und setzte sein verleumderisches, verfolgungssüchtiges Treiben fort.

Während Ahasver, der ewige Jude, sich mit dem mündlichen Worte begnügt, führt der ewige Haman auch die Feder, und zahlreich sind die Werke, die er in den verschiedenen Völkersprachen verfaßt hat. Sie sind aber mehr Uebersetzungen als Originalschriften, da der ewige Haman in der einen Sprache wiederholt, was er bereits in einer anderen gegen die Juden produziert hatte.

In neuerer Zeit gebraucht er mit besonderer Vorliebe die Sprache der Germanen in ihren verschiedenen Dialekten. Er spricht und schreibt den berliner, leipziger und wiener Dialekt mit besonderer Virtuosität, so daß man ihn für einen geborenen Berliner, Leipziger und Wiener halten könnte.

In Schuschan war er Minister, auf seinen hundertjährigen Wanderungen bekleidet er verschiedene Aemter und Würden. Man trifft ihn unter Professoren, Regierungs- und Hofräten, unter Abgeordneten, Theologen, Gymnasiallehrern, Journalisten und Juristen. In jeder Transfiguration ist und bleibt er derselbe: — der ewige Haman, der unermüdliche Verleumder der Juden, der fanatische Hetzer und Schürer gegen dieselben. —

Zum Glücke lebt er nicht allein fort Jahrhunderte hindurch, sondern neben ihm erscheint immer ein anderer, der seine Machinationen vereitelt und seine boshaften Entwürfe zum Scheitern bringt: er heißt Mordechai. Das ist unser ewiger Jude, ein wahrhafter und wachsamer Jude, der nicht nach Orden und Titeln strebt, sondern seine höchste Befriedigung in der Verteidigung und in der Beschützung seines Volkes findet.

Hoffen wir, daß die Zeit endlich anbrechen wird, in welcher der ewige Haman seine Transfigurationen aufgeben und ewige, ungestörte Ruhe im Grabe der Geschichte finden wird. Bis dahin aber möge es uns nie an wackeren, ausdauernden, glaubensstarken, weisen Mordechais fehlen, welche Hamans Sinnen und Trachten, Reden und Schriften mit Erfolg entgegentreten.

# Die jüdischen Gemeindewahlen in Berlin.

Von M. A. Klausner.

II.

Hätte die planvolle Absicht obgewaltet, in der jüdischen Gemeinde Berlin das religiöse und überhaupt das jüdische Geistesleben zu ersticken, man hätte nicht anders verfahren dürfen, als geschehen. Daß der Anschlag, der sicher mehr aus bemitleidenswerter Unkenntnis, denn aus bösem Willen hervorgegangen, nicht ganz gelungen, ist allein der unsterblichen Zähigkeit des Judentums zu danken, das noch immer verstanden hat, selbst vor grausamsten Verfolgungen seine inneren Schätze in irgend einen Winkel zu retten, dessen Verborgenheit sich dem Späherauge entzog. Doch wir getrauen uns zu behaupten, daß noch niemals fanatischer Haß dem Judentume so schwere Wunden geschlagen, wie es in Berlin die geschäftige Vernachlässigung einer büreaukratisch wohlgeordneten Verwaltung gethan hat. Diese Verwaltung hätte es dahin gebracht, daß das neue in Berlin geborene Geschlecht der Juden nichts mehr wußte von Glauben und Brauch der Väter, wenn nicht die Tradition lebendig erhalten worden wäre in den kleinen Sondergemeinden, die trotz materieller Mühsal sich angelegen sein ließen, die Pflicht und Schuldigkeit der Großgemeinde zu erfüllen. Sie konnten es bei der Unzulänglichkeit der Mittel nicht ganz, und klaffende, nur schwer wieder auszufüllende Lücken sind dadurch in unsere Reihen gerissen.

Für Religionslehre und für Religionsleben hat eine Gemeinde zu sorgen. Dazu sind Männer nötig, die die Lehre vermitteln, und Einrichtungen, die dem Kultus dienen. Wie steht es damit in der Gemeinde Berlin?

Wir haben ein Rabbinat; das heißt: es sind fünf Wanderprediger angestellt, die kontraktlich gehalten sind, in bestimmtem Turnus in allen Gemeindesynagogen zu predigen. Da die einzelnen Gotteshäuser einen festen Stamm von Besuchern haben, so lernt zwar die gesamte synagogenbesuchende Gemeinde Berlins alle Rabbiner kennen, aber kein Rabbiner lernt die Gemeinde kennen, keiner vermag zu seinen Hörern in ein Vertrauensverhältnis zu kommen.

Wie sollte auch ein solches Vertrauen entstehen? Die verschiedenen Gemeindesynagogen haben voneinander abweichende liturgische Einrichtungen. In der einen ist an alten Bräuchen und Ordnungen festgehalten, in der anderen hat ein zuweilen recht wunderlicher Geschmack, gestützt auf ein mehr denn lückenhaftes Verständnis, Reformen eingeführt, die an sich nicht sehr bedeutungsvoll sein mögen — außer in den Augen ihrer klugen Urheber — die aber von großer symptomatischer Bedeutung sind, weil sie die Stellung zur Tradition kennzeichnen. In der Heidereutergasse beten die Anhänger alten Brauches, in der Oranienburgerstraße lauschen die Modernen dem Klange der Orgel. Die eine Richtung hat auf gleiche Geltung Anspruch wie die andere. Aber die gleiche Geltung basiert nicht und darf nicht basieren auf Gleichgiltigkeit. Wem der Gottesdienst mehr ist als Konvention, wem er nicht eine salbungsvolle Komödie ist, der verlangt eine bestimmte Ordnung nach seinem Sinne, nach seinem Herzen, und die Andacht versagt sich ihm, wo er dem begegnet, was ihm fremd ist oder ihm unschön erscheint. Der Besucher des Gottesdienstes haftet darum an einer bestimmten Synagoge — nicht um des gepachteten Platzes willen, denn bis auf wenige Tage des Jahres findet er überall Raum, sondern um der gewohnten gottesdienstlichen Ordnung willen, die allein ihm zusagt und seiner religiösen Richtung entspricht. Jedes Gemeindemitglied hat das Recht, nach seiner Neigung, nicht nach seiner Willkür, die Andachtsgemeinschaft sich zu wählen — nur die Rabbiner haben dieses Recht nicht. Die Rabbiner sind kontraktlich gehalten, heute vor einer orthodoxen, morgen vor einer religiösliberalen Zuhörerschaft zu predigen, hier die Gebete zu verrichten, die dort als „veraltet" beseitigt sind.

Ferne der Verdacht, daß die Rabbiner auf den verschiedenen Kanzeln dem wechselnden genius loci in dem Inhalt ihrer Predigten bewußt Konzessionen machen. Das wäre charakterlos. Wenn sie es aber thatsächlich nicht thun, was sagt dann die Gebetsversammlung zu der Predigt? Muß sie nicht im regelmäßigen, vom Vorstand bestimmten Turnus an der Predigt Anstoß nehmen? Wird sie nicht in dem nämlichen bestimmten Turnus in ihren religiösen Anschauungen durch den Vortrag des Predigers, der nicht der Prediger ihrer Wahl ist, verletzt?

Freilich ist es nicht möglich, in einer Gemeinde von der Seelenzahl der unsrigen einheitliche religiöse Anschauungen zu schaffen, so daß Uebereinstimmung zwischen allen Rabbinern und allen Gemeindemitgliedern herrschte. Freilich ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, allen Richtungen Vertretung zu gönnen; und deshalb ist nichts dagegen einzuwenden, daß das Berliner Rabbinat ungefähr so viele Richtungen wie Mitglieder in sich vereinigt. Doch wenn ein Gefühl von Gerechtigkeit, wenn die Anerkennung der gleichen Geltung aller positiven religiösen Anschauungen die bunte Zusammensetzung des Rabbinats herbeigeführt hat, so hat Gleichgiltigkeit gegenüber jeder religiösen Ueberzeugung, so hat Koketterie mit dem Schein der Gerechtigkeit die Einrichtung geschaffen, die jeden Rabbiner jeder Gebetsversammlung aufzwingt.

Noch einmal: Ferne der Verdacht, daß die Rabbiner auf den verschiedenen Kanzeln dem wechselnden genius loci in dem Inhalt ihrer Predigten bewußt Konzessionen machen. Das verbietet ihnen der eigene Charakter — das haben sie auch gar nicht nötig, denn in allen Dingen, welche die Gemeindemitglieder angehen, werden die Gemeindemitglieder nicht gefragt. Gefällt es ihnen nicht, so dürfen sie aus der Synagoge fortbleiben und sich den Sondergemeinden zuwenden, in denen ihre Stimme noch etwas gilt, ihre Wünsche Berücksichtigung finden. Welche Wirkung aber muß es auf den Prediger haben, der sich — immer im regelmäßigen Turnus — zu seinen Hörern im Gegensatz weiß? Wird die Pflege und Betonung dieses Gegensatzes allmählich zum Sport bei ihm werden? Oder wird er mit der Zeit, von Resignation zermorscht, die Kanzelobliegenheiten wie ein Kanzlist, nach Stunde und Minute, erfüllen? Jedenfalls ist seine Beredsamkeit mindestens zur Hälfte von vornherein mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit geschlagen, und es müßte mit Wundern zugehen, sollte nicht auch die andere Hälfte zum leeren Schall werden, wenn nicht gar zur komödiantischen Phrase.

So sieht es in der jüdischen Gemeinde in Berlin mit den Einrichtungen aus, die dem Kultus dienen, und mit den Männern, die die Religionslehre vermitteln sollen. Der Predigt ist ihr innerster Kern genommen, ohne den auf eine gedeihliche Wirkung nicht zu hoffen ist, und in raffinierter Weise ist den Rabbinern die Möglichkeit genommen, von den Kanzeln zur Gemeinde eine Brücke innigen Verständnisses zu schlagen. Es lebt kein Mensch, der zu hunderttausend reden, zu hunderttausend in dankbaren und seelischen Austausch, in Beziehungen des Gemüts treten könnte. Jeder einzelne

der Rabbiner wäre imstande eine geschlossene und der Zahl nach übersehliche Gemeinde zu erbauen, zu belehren, fortzureißen — ein Wanderprediger, der seine Hörer nicht kennt, hat das zu leistende geleistet, wenn er „sein Sprüchlein sagt“!

Die Kanzelwirksamkeit ist somit erschlagen. Bleibt der Religionsunterricht.

Ueber diesen — infandum dolorem! — in einem besonderen Kapitel.

(Ein drittes Kapitel folgt).

---

## Ueber Katzennaturen.

Wenn der deutsche Reichstag ausschließlich aus Ehrenmännern wie Ahlwardt, Schneidermeister Jakobsköter und verwandter Couleurs zusammengesetzt wäre, dürfte der Streit über die auf dem Reichstagsgebäude anzufügende Inschrift leicht zu erledigen sein, und zwar durch die Anbringung der Worte: „Zur gemischten Gesellschaft.“ Daß dies aber nicht angeht, lehrt uns ein Wort Bismarcks, welches er einst auf einem Subskriptionsballe gesagt haben soll. Bismarck hatte bei einer solchen Gelegenheit das „Vergnügen“ seinem Leibschneider zu begegnen. Auf die leutselige Frage, wie es dem wackern Meister daselbst gefalle? erhielt er die verblüffende Antwort: „Sehr gut, Durchlaucht, allein die Gesellschaft ist etwas gemischt“ . . . Der damalige Reichskanzler erwiderte mit seiner bekannten Schlagfertigkeit: „Aber, lieber Meister, wir können doch nicht alle Schneider sein!“ . . .

Auch im Reichstag sitzen gottlob noch nicht lauter Schneider, weder Hosen- noch Rock- noch auch Ehrab-Schneider, aber diejenigen von ihnen, welche dem hohen Hause angehören, haben die beneidenswerte Gabe, immer auf die Füße zu fallen und den noblen Elementen die unleidliche Temperatur zurückzulassen, welche die Anwesenheit von Katzen stets als Visitenkarte bezeichnet. Spricht man vom deutsch-russischen Handelsvertrag, sind es die Juden, welche billiges Getreide liefern, um dadurch reich zu werden. Ist die Rede von der Goldwährung, natürlich haben die Juden das teuere Gold zur Herrschaft erhoben, um ihre Taschen mit dem kostbaren Material zu füllen, und kommt gar die Not der dicken Landwirte aufs Tapet, dann fallen sie wieder über die Juden her, welche für das Flehen der „Bauern“ Gehör haben und ihnen Gelder zur Verfügung stellen, die sie und ihre Herren Söhne anstatt in die Felder, in Champagner und in zarte Hände stecken; hintennach kommen diese bösen Juden, verlangen ihr Geld zurück und verfahren so, wie jeder christliche Gläubiger mit seinem Schuldner auch.

Es ist ja so angenehm, einen Sündenbock zu haben, der einem zu einer engelhaften Unschuldsmiene verhilft, und da es niemals einen bequemern gab, als die Juden, so werden die Herren Anti's der verschiedenen Schattierungen demnächst wohl ein Kirchengebet für die Erhaltung der Juden einlegen, deren Dasein ihrer Heuchelei und Verschwendungssucht zum Deckmantel dient und ihre kleine Gehirnmasse in Thätigkeit erhält. Wie könnten sie sich sonst auch mit Hetzarbeiten ein solch behagliches Dasein verschaffen, wenn sie nicht die drei Hilfsmittel hätten: Verleumdung, Verbrecherstatistik und eine Anzahl mehr oder weniger lächerlicher Anträge gegen Juden, mit denen sie in Volksversammlungen hausieren gehen, den armen Leuten — unter gegenseitigem sehr unlautern, ja sehr schmutzigen Wettbewerb — das Entree aus der Tasche locken, und auch das Niveau der Parlamentsdebatten herabdrücken.

Ueber das Kapitel Verleumdung, das belebende, weil stets frisch und leicht zu habende Element der Agitation, mit dem auch ihre Blätter überfüllt sind, ließen sich Bände schreiben, ohne den „Charakter“ derselben zu erschöpfen; soviel aber muß immer wieder konstatiert werden, daß die Verleumdung bei den Antisemiten die gemeinste Färbung hat, weil sie zu den vornehmlichsten Prinzipien derselben gehört, weder Gegengründen, noch Gegenbeweisen zugänglich ist, und — immer wieder auf die Füße fällt, d. h. trotz der sonnenklarsten Widerlegung stets aufs neue auftaucht und erfolgreich nach denen fischt, die nicht alle werden. Muley Hassan will sich eben mit Vergnügen einen Schurken schimpfen lassen, aber einen Dummkopf verbittet er sich. — Ad vocem Verleumdung werden wir demnächst in der Lage sein, einem der „edelsten“ und unwissendsten in der ehrenwerten Schar, der mit Scheere und Anmaßung ein ganzes, Buch zusammengekleistert hat, einige Märsche zu blasen mit dem Leitmotiv, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre. —

Ein Jude im asiatischen Rußland, oder in einer fernen Kolonie hat irgend was verbrochen, oder wird auch nur eines Verbrechens beschuldigt, gleich wird aus dem bischen Schmutz ein Wagen voll künstlicher Dünger gemischt und die Spalten der an diese Nahrung gewohnten Parteipresse aller Formate damit liebevoll gespeist. Ist eigentlich sehr schmeichelhaft für die Juden, daß ein Registrieren aller derartigen Fälle, worin sich besonders „Staatsbürgerztg.“ und die olle, ehrliche „Kreuzzeitung“ auszeichnen, bei ihnen noch möglich ist, und diesem glücklichen Umstand verdanken wir folgende Aufstellungen des kaiserlichen statistischen Amtes: Von den im Jahre 1891 begangenen 391,064 Verbrechen entfielen 3488 auf die Juden, d. h. 8,9 pro tausend Verbrechen, während ihre Kopfzahl 11,5 pro tausend Einwohner beträgt; die Juden sind auch hier hinter der gesetzlich garantierten „Gleichberechtigung“ um 2,6 oder rund ein Fünftel der ihnen „zustehenden“ Verbrechen zurückgeblieben. Da nun dieses inländische Material nicht ausreichend ist, so wird über galizianische oder französische jüdische Verbrecher, aus alter und neuer Zeit lustig drauf losartikelt, etwas Butter, Pfeffer und Salz hinzugethan, im Handumdrehen ist der vergiftete Höllenbrei fertig und dem entsprechenden Lesepublikum schmunzelnd dargebracht. Neben dieser alltäglichen Praxis ist die irreguläre Kampfesweise, anrüchige Nichtjuden, oder vielmehr Gesinnungsgenossen zu Judenabkömmlingen zu stempeln und so der Verantwortung sich zu entledigen, geradezu kindisch-albern.

Solchen Kampfgegnern lohnt es nicht, einem Sommerfeld die verschiedenen, allein im letzten Jahre verurteilten antisemitischen Kassendefraudanten, — einem jüdischen Wechselschieber den mit Wechseln Bescheid wissenden Rektor aller Dummen (welcher in 287 Jahren die Gerichtskosten, die er in Erinnerung an sein famoses Aktenmaterial über Judenflinten in monatlichen Raten à 3 Mk. abträgt, während er aus jeder Versammlung Hunderte von Mark löset) — einem Schapiro die „Hüter von Religion, Sitte und Ordnung“, Paritsch, Müller, Harder e tutti quanti — einem angeblich jüdischen Mädchenhändler aus Oesterreich den arischen Ritter von Münster in Holstein, welcher Kinder verkauft und zu Liliputanern verstümmelt, — einem dem französischen Hasse gegen

Deutschland zum Opfer gefallenen Dreyfuß tausende von nichtjüdischen Spionen aller Nationen und den sein Ehrenwort brechenden General Ducrot, — einem Löwy den antisemitischen, christlichen und arischen meineidigen Ehebrecher und Reichstagsabgeordneten Leuß nebst Vorgängern und mutmaßlichen Nachfolgern — gegenüberzustellen. Auch wollen wir nicht über den Wert der Taufe streiten, welche die christlichen Herren stets dann leugnen, wenn der Täufling nicht mit in ihr Horn bläst, denn das verstehen wir nicht; wir wollen aber nicht verabsäumen, die unverfälschten teutonischen Nasen auf den bekannten Prozeß Manché — des angeblichen Judensprößlings — etwas unsanft zu stoßen, weil daselbst auch von Provisionen die Rede war, welche an nichtjüdische Ehrenmänner bis zu 3000 Mark bezahlt wurden, die den dunklen Drang verspürten, ihren Nebenmenschen hilfreich unter die Knopflöcher zu greifen — sie gehören sogar der sozialen Reformpartei an, wenn sie nicht inzwischen an die Luft befördert wurden, da das liebe Pack sich nicht immer verträgt, sondern bei Judenmangel sich auch schlägt. Ja, ja da sitzen zuweilen nicht nur „feine“, sondern sogar „hochfeine“ und „pickfeine“ Genossen drin, wie Herr Jakobstöter diejenigen nannte, welche einmal, bez. 2- oder drei Mal „Pleite“ gemacht haben. Wie er diejenigen bezeichnet, welche manifestierten, bis zu 77 Pfändungsbefehle auf dem Buckel haben und die, wenn sie auf einem Baume sitzen, jede Daseinsberechtigung auf Erden verloren haben, das wissen wir nicht, wie wir bescheiden eingestehen, hoffen aber, daß in den Radauversammlungen über diese sehr dringende Frage bald Klarheit geschaffen wird, — natürlich nur zur Verwendung gegen Juden, denn brave Antisemiten fallen immer auf die Füße.

Von Interesse ist auch das Antrags-Bouquet, welches, nachdem es von den Intimen durchgekaut worden war, in seiner ganzen widerwärtigen Gestalt dem Reichstage vorgesetzt wurde, und aus dem an Stelle der Namensväter die Paten am 27. Februar eine „Blume“ abgeflückt haben, den Antrag nämlich, ausländischen Juden die Einwanderung und den Einzelstaaten deren Naturalisierung zu verbieten, der ebensowenig den Reiz der Neuheit für sich beanspruchen darf als der noch kommende, welcher den Erlaß eines Schächtverbotes für Deutschland begehrt.

O welch staatsrechtliches Tohuwabohu malt sich in diesen Köpfen! Daß der Erlaß eines Schächtverbotes nicht der Kompetenz des Reiches untersteht, geht schon daraus hervor, daß das „gemütliche“ Sachsen selbständig damit vorging, ohne daß die von Reichswegen gewährleistete freie Religionsübung angeblich davon berührt wurde. Ebenso gehört die Naturalisation eines Ausländers zu den Sonderrechten der Einzelstaaten; ein besonderes Indigenat als „deutscher“ Staatsbürger existiert nach der Verfassung nicht, sondern jeder in einem deutschen Staate aufgenommene Unterthan wird dadurch eo ipso gleichzeitig deutscher Reichsangehöriger. Jede andere Rechtsauffassung ist in dem aus einzelnen Bundesstaaten zusammengesetzten Deutschen Reiche völlig ausgeschlossen und eine Beeinflussung der einzelnen Staaten durch die Reichsgesetzgebung wäre in dieser Richtung ein Verfassungsbruch. Diesen Standpunkt nahmen die Antragsteller vor kurzem gelegentlich des Antrages Pachnicke, dem Mecklenburgischen Staate eine Verfassung aufzuzwingen ein. Nun kommen dieselben Herren und verlangen ein Schächtverbot und das Verbot der Naturalisation ausländischer Israeliten in den Einzelstaaten, somit also einen Eingriff in deren Sonderrecht, jedem das Indigenat zu erteilen, wem sie Lust haben. Erkläret mir Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!

Und wo bleiben diese Herren v. Hammerstein-Woßu und v. Manteuffel, welche diesen kulturspitzigen Antrag unterschrieben haben? Die Ehre, den ersten Ansturm abzufangen, überließen sie mutig ihren Genossen von der bürgerlichen Kanaille, sich selbst reservierten sie für die Rolle, den Siegeslorbeer auf die edle Stirn sich zu drücken. Aber sie irrten sich, auf dieses vorgeworfene Kanonenfutter reagierten die gutbewehrten Gegner noch nicht, welche sich begnügen, sich einmal über den blinden Eifer köstlich zu amüsiren, welche Erholungspause ihnen von Herzen zu gönnen ist — beim Haupttreffen werden sie nicht fehlen.

Und wo blieb Ahlwardt, der doch nirgends fehlt, wo es Gelegenheit gilt, sich zu blamieren. Er war ausnahmsweise zur Stelle, blieb aber seiner Gewohnheit treu, sich etwas zu spät zu Worte zu melden; der Hauptgenuß steht uns also noch bevor, wenn dieser Aktenmann es nicht, wie schon früher, vorzieht, bei der Weiterberatung durch Abwesenheit zu glänzen. „Die Welt ist vollkommen überall, wo **der** Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Wir werden ja sehen was herauskommt; inzwischen ahmen wir das Beispiel des Herrn Reichskanzlers nach, welcher, als man ihm unverschämte Zumutungen stellte und A. auf dem Plane erschien, dieser Gesellschaft den Rücken zukehrte — wir machen es vorläufig ebenso. Dr. M.

## Rom — schweigt!

§ Wien, 1. März.

Die einen erwarteten, die andern fürchteten, daß die Mission des Kardinals Schönborn beim päpstlichen Stuhle irgend ein Resultat haben werde, welches auf die Entwicklung herrschender politischer und sozialpolitischer Strömungen von Einfluß sein könnte. Die Unterredung, welche der Kardinal-Erzbischof von Prag mit dem Papste geführt hat, entzieht sich der Oeffentlichkeit. Allein so viel kann gesagt werden, daß in hiesigen informierten Kreisen ein besonders entscheidungsvolles Resultat von der Intervention des Kardinals Schönborn nicht erwartet wird.

Wenn aber auch der Natur der Sache nach die Vorstellungen, die Graf Schönborn beim Heiligen Vater erhoben hat, kein unmittelbar greifbares Resultat nach sich ziehen werden, so ist der Zweck der Reise dennoch außerordentlich bemerkenswert und er ist ein Symptom für die Erscheinungen, welche auf dem Gebiete unseres politischen Lebens deutlich hervortreten; es zeigt sich daraus, daß man den Zersetzungsprozeß, welchen man früher mit Schadenfreude betrachtet hat, endlich richtig zu erkennen und zu fürchten gelernt hat. Schon vor mehr als $1^1/_2$ Jahren hat in den maßgebenden Kreisen des Staates das Treiben des niedern Klerus von Böhmen und Niederösterreich Mißfallen und Besorgnis erregt. Die jungen czechischen Priester in den Dörfern sind die Führer der christlich-sozialen Bewegung und sie predigen die christlich gefärbte Sozialdemokratie.

Wie mir mitgeteilt wird, hat in einer Beziehung die Romfahrt des Kardinals Grafen Schönborn ein vollkommenes Resultat erzielt, und zwar das, daß der Papst keinen Segen mehr spenden wird, wenn das Gesuch nicht von dem Nuntius unterstützt wird. Einen weitergehenden Erfolg der Reise

des Kardinals wird man kaum gewahr werden. Es ist auch schwer, dem Papste zuzumuten, eine Kundgebung gegen jene verhetzenden und zersetzenden Agitationen ergehen zu lassen, welche zu bekämpfen eigentlich Sache einer jeden Regierung ist. Freilich wird man in dieser Beziehung von unserer Regierung ebensowenig etwas erwarten dürfen, wie von unseren Liberalen. Als Beweis hierfür kann es gelten, daß in einer der letzten Landtagssitzungen der bekannte Lueger mitteilte, der Landes-Ausschußbeamte Gerenyi sei bei ihm erschienen und habe ihm bewiesen, er sei von „reiner Abstammung" und habe sich legitimiert, daß bis zu seinem Urgroßvater kein Jude in seiner Familie gewesen sei. Gegen diese Erklärung hatte nicht ein einziges Mitglied der liberalen Majorität ein Wort des Protestes, es fiel keine Bemerkung der Verachtung. Da soll der heilige Vater gegen die Antisemiten auftreten, wenn Männer, die auf ein liberales Programm gewählt wurden und welche keine andere Existenzberechtigung besitzen, als die von ihnen behauptete liberale Gesinnung, in der Frage des Antisemitismus eine solche Schwäche, eine solche Feigheit zeigen! Und dieselbe Mutlosigkeit findet man bei der Regierung. Selbst der liberalste Minister, wenn wir uns überhaupt eines solchen erfreuten, würde sich heute nicht getrauen, einen noch so belobten, jüdischen Praktikanten in ein Ministerium zu berufen, oder einen Juden zum Avancement zuzulassen. Es ist ja richtig, daß beispielsweise Herr von Plener nach seiner inneren Gesinnung gewiß vorurteilslos genug ist, sich über solche Bedenken hinwegzusetzen, und daß er jüdischen Beamten oder Kandidaten für eine Beamtenstelle, wenn sie die Eignung besäßen, die Ernennung nicht vorenthalten würde, aber es wäre ihm nur dann möglich dies zu thun, wenn er dem ernannten Kandidaten nach dem Muster des großen Friedrich die Bemerkung in Ohr raunen könnte: „Sie sind ernannt, aber ein Schuft, der es weiter sagt."

Der Antisemitismus hat eben noch eine andere Seite: Er ist ungeheuer bequem und er ist ein großer Schutz für die Feigen, welche bei jedem Entschlusse und bei jeder Aktion, ja bei jeder Willensäußerung sich auf den Antisemitismus berufen können, um keinen Entschluß zu fassen, auf jede Aktion zu verzichten, jede Willensäußerung zu unterlassen. Man fragt nicht mehr: Ist eine Sache gut oder schlecht, ist eine Person, welche ernannt werden soll, würdig oder nicht würdig, tauglich oder nicht tauglich? Man fragt nicht mehr: Muß im Staatsinteresse dieses oder jenes geschehen, oder muß es unterlassen werden? Nein, man fragt einfach: Was wird Lueger dazu sagen? So regiert Lueger indirekt die Regierung, so beherrscht er den Landtag, und so folgt ihm die liberale Partei im Parlament, unbewußt und unbeabsichtigt, aber geführt von dem Gefühle der Mutlosigkeit, von der herrschenden Mandatsfurcht, welche das ausgesprochenste Gefühl unserer Volksvertreter zu sein scheint. — Und jetzt blickt alles nach Rom. Der Papst soll Rettung senden gegen die Christlich-Sozialen und gegen den Antisemitismus. Man wird lange warten, bis die Hoffnung sich erfüllt. Gegen den Antisemitismus giebt es nur ein einziges Mittel, und das ist: daß man sich vor demselben nicht fürchtet, von ihm sich nicht beeinflussen läßt. Aber so lange die Regierung und selbst die liberalsten Männer der liberalen Partei den Mut nicht finden, wird der Antisemitismus immer größere Erfolge erzielen.

Der Antisemitismus ist lange keine Frage mehr, welche die Juden viel angeht. Das Gift, welches er ausstreut, beginnt am Staatskörper zu nagen, und es übt Wirkungen auf Gebieten, welche weit von dem Judentum entfernt sind, auf dem Gebiete der christlichen Hierarchie. Daß man sich dieser nachteiligen Wirkungen bewußt ist, dafür liefert die Reise des Kardinals Schönborns nach Rom einen drastischen Beweis, trotzdem Rom noch schweigt!

---

## Haman im Sprichworte.

Von Dr. Ad. Jellinek.*)

„Bjut, jak Zydiwskaho Hamana".
„Man schlägt ihn wie den jüdischen Haman".
Südruss. Sprichwort.

Die alte jüdische Geschichte und die spätere jüdische Legende haben zwei antisemitische Typen: Amalek und Haman. Der erstere ist rauh, wild, grausam, unversöhnlich, ein Feind der Freiheit und fremden Volkstums, gönnt Israel nicht die Erlösung aus Egypten, überfällt es, kaum daß es die egyptischen Sklavenfesseln abgeschüttelt hatte und repräsentiert den Antisemiten ohne Herz, ohne menschliches Gefühl, ohne Schonung, voll Gemeinheit, Neid, Bosheit und wird auch in der jüdischen Legende so rücksichtslos behandelt wie er es verdient, und doch lehren die talmudischen Weisen, daß man nicht den Stamm, sondern den Charakter Amalek's perhorrescieren soll. Sobald er seine Gesinnungen geändert, seine Böswilligkeit aufgegeben hat und von ruchlosen Thaten sich fern hält, soll man ihn milde und schonungsvoll behandeln. Ueberhaupt verwirft der Talmud die moderne menschenfeindliche Racentheorie. Er behauptet sogar vor mehr denn einem Jahrtausend, daß es kaum mehr reine und absolute Racen giebt, da durch Völkerwanderungen die Racen sich miteinander vermischt haben. Auch in unserer Zeit kann man sagen, daß es kaum eine einzige Race in Europa giebt, deren Stammesblut nicht durch Eheschließungen mit fremden Elementen versetzt worden wäre, und gerade in den älteren preußischen Provinzen giebt es germanische Antisemiten, deren Blutkügelchen einen slavischen Ursprung haben. —

Der letztere, Haman nämlich, erscheint bereits im Buche Ester als eine höchst komische Figur, die ins lächerliche gezogen wird. Er ist eitel, ganz voll von seiner plötzlich erlangten hohen Würde, wie jeder Parvenu, abergläubisch, so daß er Lose wirft, um den passenden Monat und den passenden Tag für die Ausführung seiner Rache ob verletzter Eitelkeit zu wählen und bildet den lächerlichen Mittelpunkt einer Scene von wahrhaft überwältigender Komik. Wir meinen den Moment, als er seinen Erzfeind auf königlichem Rosse und in königlichem Gewande durch die Straßen der Residenz führen und wie ein Herold ausposaunen muß: „Das ist der Mann, den der König besonders auszeichnen will". Armer Haman! Was seine eitle Phantasie für sich ersonnen hatte, das mußte er selbst an seinem Erzfeinde ausführen. Und von welcher komischen Wirkung ist der famose Galgen, den er für seinen trotzigen Gegner hatte verfertigen lassen und an dem er selbst sein Leben aushauchen mußte.

Dieser Haman ist prahlerisch, großsprecherisch, und rennt selbst ins Verderben durch seine maßlose Eitelkeit und Selbst-

*) Aus seiner Schrift „Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern." Red.

vergötterung. Die jüdische Legende nimmt ihn auch nicht ernst, züchtigt ihn durch Spott, jedoch nicht durch Verwünschungen, und dichtet ihm viele Züge an, um ihn dem Gelächter preiszugeben. So wird z. B. erzählt, daß er vor seiner Standeserhöhung Bader und Friseur war und daß er von seinem früheren Metier Gebrauch machen mußte, als ihm der König befahl, dessen Feind im königlichen Anzuge und hoch zu Roß zum Ergötzen der Straßenjugend Susa's durch die Residenz zu geleiten.

Die einzige Revanche, welche die Juden an Haman nehmen, bestand darin, daß in der Synagoge am Purimfeste bei der Nennung seines vollen Namens aufgeschlagen, geklopft und gelärmt wurde, und zwar in so betäubender Weise, daß der Lärm auch außerhalb der Synagoge gehört wurde. Dieses Haman-Klopfen hat Aehnlichkeit mit dem Scharren und Stampfen der akademischen Bürger, wenn ihnen etwas an einem öffentlichen Redner nicht gefällt.

Haman ist also ein Beweis, daß die Juden nichts weniger als rachsüchtig sind und daß sie nicht „dreinhauen", um ihren Rachedurst zu befriedigen, sondern ein „Pereat" in der verständlichen Sprache von Schlagen und Klopfen ausbringen. —

In unserer Zeit wird dieses Haman-Klopfen in den Synagogen nicht mehr gestattet. Kein Lärm betäubt mehr das Ohr, wenn der Name Haman's genant wird, und so hat die fortgeschrittene Zivilisation die letzten Spuren der jüdischen Revanche an Haman verwischt. Ueberhaupt hat das Purimfest, in welchem Haman eine Hauptrolle spielt, viel verloren. Keine Bälle, keine Soupers, kein Prosit für Mordechai, kein Pereat für Haman, keine Geschenke an Freunde und Gemeindebeamte, keine Masken, welche scherzend die Wahrheit sagen. Der Fasching hat das Purimfest, Weihnachten die Chanukafeier verdrängt, besonders in großen Städten. Wenn nicht der Antisemitismus in Berlin sein Haupt erhoben hätte, wäre Haman bald der Vergessenheit anheimgefallen!

Die Herren Antisemiten haben daher von den Juden nichts zu fürchten. Sobald sie ihre boshaften Gesinnungen ändern oder sich allgemein lächerlich machen werden, wird ihnen alles vergessen und vergeben sein. Kein Scharren und kein Stampfen wird die Harmonie zwischen Semiten und den edlen Stammesgenossen Stöckers stören.

Unser Sprichwort — das muß noch hervorgehoben werden — hat einen ironischen Anstrich. Es will nämlich aussagen, daß die Schläge nicht ernst gemeint sind und nicht wehe thun, gleich denjenigen, von denen Haman am Purimfeste in den Synagogen getroffen wird. Um dies auszurücken, bedurften die edlen Kosaken in der Ukraine eines jüdischen Beispiels. Denn ihre eigenen nationalen Schläge waren tötlich, wie Tausende und Tausende auf dem Gebiete der Ukraine ermordeter Juden es bezeugen. . .

## Die Prophetie.

(Schluß).

Von Rabbiner Dr. Daniel Fink, Zwittau (Mähren.)

Für nüchterne Menschen, die sich über die heiligsten Angelegenheiten ihres Lebens mit den hohlen Redensarten von Glauben und Vertrauen auf Gott abfinden, ist es unendlich schwer, ein Gedankengefüge, wie es sich auf dem Grunde einer solchen Kraft erhebt, zu überschauen oder gar zu ergründen. Für einen solchen Geist ist die ganze Sinnenwelt gleichsam aus ihren Angeln gehoben. Was im Innern als Gotteswillen lebt, das erschaut er zugleich als das unabänderliche Gesetz, das die Außenwelt beherrscht, von dem es kein Abweichen giebt. Alles, was anderen Menschen kostbar ist, verschwindet, von dort aus gesehen, in ein unsagbares Nichts, weil der einzige Maßstab für die Beurteilung seines Wertes — die Bedeutung für die Erhaltung der eigenen Persönlichkeit — eben nicht vorhanden ist.

Von hier aus sieht der Prophet den Wandel seiner bedeutsamsten Geschicke wie ein Unbeteiligter mit der Bewunderung an, die Gottes Fügungen erwecken, wenn sie faßbar in die Erscheinung treten. Hier bedeutet Leben ein Traum, Tod nur einen Schlaf und die einzige Wirklichkeit und Wahrheit nur bei Gott. Nun ist Gott nicht mehr ein Gegenstand, über den man verhandeln, geteilter Meinung sein, bestimmte Ansichten und Ueberzeugungen haben kann — nein, er ist die einzige durchdringendste Gewißheit. Sein Wirken ergreift den Propheten eben so unmittelbar und heftig wie das Pochen des eigenen Herzens, die Wallungen der eigenen Pulse. Ein störender Eingriff in jenen heiligen Willen wie einen Erstickungsanfall, der das Leben vernichtend angreift und den er mit der empörten Gewalt aller Leibeskräfte, die sich selbst zu überbieten suchen, abwendet.

Eine solche Betrachtungsweise ist zwar von der üblichen und allgemeinen grundverschieden, nichtsdestoweniger kann ihre Möglichkeit bezweifelt und ihr thatsächliches Vorkommen bei allen Propheten bestritten werden. Wer irgend eine Fähigkeit in der eigenen Seele nicht wahrnimmt, ist darum noch lange nicht berechtigt, ihre Möglichkeit überhaupt zu leugnen.

Die Kräfte der Seele erschöpfen sich nicht, wie man allgemein annimmt, mit dem Beherrschen der Sinne und dem Vollbringen der allen geläufigen Geistesthätigkeit. Sie hat noch besondere, geheime Register, die zu ziehen allerdings nur bevorzugten Geistern vergönnt ist. Der Komponist von Beruf hat im Vergleich mit einem durchaus unmusikalischen Menschen ein besonderes Seelenvermögen voraus, eine Wahrnehmung, die kein Mensch bestreiten wird. Hört jener in einem Tone nur den seelenlosen Schall einer schwingenden Masse, so erschließt dieselbe sinnliche Erregung diesem ein Empfindungselement von besonderem Gehalt. Ihre Gesamtheit bildet für ihn eine so gefügige, ausdrucksvolle und leichtbewegliche Sprache, die zur Darstellung von solch feinsinnigen Gedankengeweben befähigt, welche durch die Mittel der inartikulierten Lauten sich darstellenden Sprachen nimmer zu fassen, noch auszudrücken sind. In gleicher Weise hat der Dichter von Beruf eine ausgeprägte Fähigkeit in seiner Seele wohnen, um das Empfindungselement in jedem Sprachgebilde zu erlauschen, das für den nüchternen Menschen nur die trockene Bezeichnung für eine Sache ist. Die poetische Darstellung im uneigentlichen Sinne ist demnach keine Sprache in Begriffen, vielmehr eine solche in Empfindungen, deren Ausdruck die gewöhnliche Sprache nur beiläufig, man möchte fast sagen als Obertöne bietet, und die der Dichter als Mittel für den Ausdruck seiner Gedankengebilde ergreift.

So ist auch die Besonderheit der prophetischen Begabung in der urkräftigen, die ganze Persönlichkeit überwältigenden Gottesschau zu suchen. Daher die auffällige Erscheinung, daß kein Prophet auch nur den Versuch machte, das Dasein Gottes gedankenmäßig aus Gründen abzuleiten und zu be-

weisen. Das wäre von seinem Standpunkte etwa dasselbe Beginnen, wie wenn ein Philosoph bei Darstellung seines Gedankensystems zunächst beweisen wollte, daß der Stuhl, auf dem er bei der Arbeit sitzt, auch wirklich vorhanden ist. Diese Seelenverfassung war den Weisen des Talmuds nicht unbekannt, sie wird in ihrer Sprache mit רוח הקדש heilige Begeisterung bezeichnet. Sie bildet die edelste Blüte des höchsten, unabläßigen Strebens nach religiös-sittlicher Vollendung. So lehrt Rabbi Pinehas ben Jair: Die Thora führt zur Achtsamkeit, Achtsamkeit zum Eifer, Eifer zur Reinheit, Reinheit zur Enthaltsamkeit, Enthaltsamkeit zur Lauterkeit, Lauterkeit zur Heiligkeit, Heiligkeit zur Demut, Demut zur Sündenscheu, Sündenscheu zur innerlichen Heiligung, Heiligung zur heiligen Begeisterung. (Aboda Sara 20b). —

Mose nun hatte die geistige Stufenleiter dieser selischen Läuterung durchgemacht und wiegte sich auf seinem Höhepunkt als er in der Wüste bei seinen Heerden weilte. Die Qualen seiner Stammesgenossen, seiner Brüder, bilden den einzigen zehrenden Schmerz, für den er empfänglich ist, weil er zugleich eine Vernichtung des Heiligtums seiner Seele bedeutet. So spiegelt ihm die innere Erregung ihren traurigen Zustand stets vor das geistige Auge, sein Sinnen gewinnt feste Gestalt. Der Dornbusch ist für ihn sein Volk und das Feuer, das an ihm zehrt, ohne ihn verzehren zu können, sind die Qualen, die Egyptens Ruchlosigkeit ersinnt, um es zu vernichten und denen zum Trotz es sich immer noch erhält. Hier in der lodernden Glut seiner Empfindungen ergreift ihn der Geist Gottes. Der Engel Gottes erscheint ihm als flammende Feuererscheinung mitten aus dem Dornbusche. Mose, davon ergriffen, will nicht hintreten, wie wenn man etwas Fernliegendes betrachten will, sondern zurückweichen, wie wenn man das, was bei ihm selbst ist, genau ansehen will. Nun ergeht der Ruf Gottes an ihn: „Ziehe die Schuhe von Deinen Füßen, denn der Ort, auf dem du stehest, ist ein heiliger Boden," — (das. V. 5) streife noch die letzte Fessel, die als leibliche Persönlichkeit dir Schranken setzt, ab und werde mit ganzer, glühender Hingebung das Werkzeug des Gottesgeistes.

Wenn sich nun Mose schon vor seiner Berufung als eine edle Erscheinung zeigt, welche bereits damals Jahrtausende um Haupteslänge überragte, so drängt dies zur Frage: aus welchem Boden hat seine Seele solch edele Säfte geschöpft und sie zu diesem kostbaren Gehalt verarbeitet. Es ist nunzweifelhaft, daß die Hingebung seiner Mutter, die ihr ganzes Leben für die Erhaltung des Kindes einsetzte, nur dies konnte erwirkt haben. Es ist ein hervorstehendes Merkmal nicht nur bei rohen, sondern auch bei kultivierten Völkern, welche mit harten, schwierigen Bedingungen des Unterhalts zu ringen haben, daß sie das Leben ihrer Kinder mißachten, dieselben aussetzen, oder gar mit eigener Hand hinmorden. (Wer Näheres darüber erfahren will, lese Döllingers „Judentum und Heidentum.") Wie erhaben erscheint dem gegenüber das unter Sklavenfesseln keuchende Israel in Egypten, welches durch eine derartige Maßregel Pharaos, der andere an ihrer Stelle aus eigenem Antrieb längst vorgegriffen hätten, bis ins Herz hinein tief getroffen wird. Wie nun erst verklärt sich die Gestalt von Moses Mutter! Wenn jedes Volk auf seine Großen stolz ist und damit die Ueberzeugung ausdrückt, daß die Anregung zu diesem Streben nach menschlicher Vollendung nur entstehen konnte, weil die ungeteilte Volksstimmung dies als das Höchste und Teuerste anerkennt, dürfen wir alsdann nicht auf unsern Mose und erst zuletzt auf unsere Vorfahren in Egypten, aus deren Mitte er hervorging, stolz sein? —

Allein was für alle gilt, das dürfen wir als Juden noch lange nicht geltend machen. Man hat und will für uns nicht blos Ausnahmegesetze — nein auch eine Ausnahmelogik machen. Auf dem Standpunkte steht nicht blos der Pöbel innerhalb der Nation, davon können auch ihre Edeln oft nicht ausgenommen werden. Schiller ist gewiß einer jener erlauchten Geister, von denen man nur edle und wahre Urteile zu hören gewöhnt ist. Kommt er jedoch auf Juden zu sprechen, dann hören auch bei ihm jene Quellen zu sprudeln auf.

„Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen und eben so wenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählt, um das edelste aller Güter, die Wahrheit zuzuführen." (Schiller „Sendung Moses.")

Ohne auf den thatsächlichen Inhalt dieser Auslassungen, denen der sonst so elegante und gewählte Klassiker kein schöneres Zierat als „unrein und gemein" u. dgl. mehr Höflichkeiten schier in unerschöpflicher Fülle mitgeben konnte, und ohne auch nur mit dem Ansinnen hervortreten zu wollen, daß solchen Ungeheuerlichkeiten doch mindestens noch der Beweis zu geben war, kann man doch die eine Frage nicht unterdrücken:

Klingt es nicht geradezu widersinnig, eine Vorsicht anzuerkennen und ihr in demselbem Atemzuge das Blödsinnigste alles Blödsinns anzudichten: daß sie den „so unreinen Kanal" gerade auswählen werde, um uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen?! —

Würde sich denn nur Schiller, den wir doch jedenfalls als minder weise denn die Vorsehung zu halten das Recht haben, würde Schiller sich dazu verstehen gerade die größte Verkehrtheit anzuführen, um darin seine Weisheit darzulegen? Oder hat sich etwa Schiller selbst als einen solch unreinen und mit seinen eigenen Worten noch weiter zu vagierenden Kanal betrachtet, diewiel die Vorsehung ihn ebenfalls erkoren, der Welt recht viel Schönes und Wahres zu sagen?

Doch Schiller hat recht und wird es auch jedenfalls behaupten, denn für Juden gilt eben kein Recht — auch keine Logik. Unsere gebildeten Glaubensgenossen, die sich so gern an Rockschöße knöpfen, von welchen man sie mindestens mit gleich zärtlichen Neigungen abschütteln möchte, lassen sich so gern von der angenehmen Täuschung beschwichtigen, daß die Aufgeklärten im Volke die Vorurteile gegen uns überwunden haben. O, wollten sie doch sich über diese Selbsttäuschung erheben!

Um ihre Meinung zu widerlegen, braucht man nicht erst auf Schiller zurück zu gehen. Die Gegenwart bietet sie in so überreicher Fülle. Jene der Bildung ihrer Kinder beflissenen Eltern, die es sich zur Not gefallen ließen, wenn diese mit dem niedrigsten Pöbel umgingen, flößen ihren Sprößlingen vor der Berührung mit jüdischen Kindern, sei es auch nur auf der Schulbank, ein Entsetzen ein, als wären sie mit der Pestilenz behaftet. Wenn israelitische Eltern sich selbst so wenig achten, um nicht mit der kräftigsten Empörung sich dem zu widersetzen; wenn sie nicht den Mut haben, durch kräftige Gegenmaßregeln sich gegen derartige Nieder-

trächtigkeiten sich zu verschanzen: dann verdienen sie eigentlich kein besseres Geschick als ihnen zu teil wird. O, wollten doch Israel mit Mose sprechen: „Ich will doch zurückweichen, um diese große Erscheinung zu betrachten", wollte Israel doch nachgehen den tiefen Quellen, aus denen die edlen Kräfte seiner Volksseele sprudelten, aus deren Fluten die lautern, erhabenen, reinen Gestalten seiner Propheten emportauchten! —

# Feuilleton.

## Des Vaters Schuld.

Erzählung von Moritz Scherbel.

(Schluß).

Die beiden Studenten wurden in L. auf dem Bahnhofe von dem alten Ulrich empfangen. Dieser war scharfblickend genug, um von den Gesichtern der Angekommenen schon zu lesen, daß irgend etwas Außerordentliches sie zu so ungewohnter Zeit und ohne vorangegangene Einleitung nach L. bringe. Allein er hielt mit jeder Bemerkung hierüber inne, da ihm ja doch bald im Hause Aufschluß darüber werden wurde.

Es war nicht das ungehemmte Frohgefühl, mit welchem die beiden bei ihrem vorigen Eintreffen daselbst begrüßt wurden. Eine dunkle, unheimliche Ahnung hatte bereits die Familie Ulrich von dem, was ihrer wartete, ergriffen, ganz besonders sichtbar an Emilie. Indes gab man sich Mühe den Eingetroffenen ein ziemlich freundliches „Willkommen" entgegen zu bringen.

Das war zur Mittagszeit. Man nahm das vorbereitete Mahl unter verschiedenen gleichgiltigen Gesprächen ein, wobei eine gewissermaßen erzwungene Gleichgiltigkeit von allen Teilnehmern zur Schau getragen wurde. Eine Art Scheu hielt jeden davon ab nach dem zu fragen, was Eduard und seinen Freund nach L. geführt.

So ging auch der Nachmittag dahin. Aber am Abend war es, wo Eduard die Einleitung zu der Eröffnung traf, die ihm so schwer auf dem Herzen lag. Er begann von den religiösen Zuständen zu sprechen, wie sie in der Großstadt so vorherrschend, von der Ignorierung des Judentums in den großen, vornehmen Häusern und führte, ohne dabei einen Namen zu nennen, den Fall vor, wie er eben hier vorlag. —

Der alte Ulrich hatte aufmerksam dieses alles mitangehört. Er richtete seinen Blick prüfend auf Ludwig. Er wußte, daß dessen elterliches Haus zu eben den geschilderten gehöre. Er gewahrte an dem junge Reinfeld eine auffallende Blässe, bemerkte die Unstetigkeit seines Blickes und hundert Kennzeichen einer inneren heftigen Bewegung — gewiß, sein Gast war es, an dem dessen Vater in früher Jugend den Taufakt hatte vornehmen lassen. Dieses stand bei dem Manne der Erfahrung fest, der sich nun auch die Herreise der beiden, die Verstimmung, die auf ihren Gesichtern lag zu erklären wußte. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Klärung der Situation.

Der Klempner Ulrich war nicht derjenige, der, wenn es nötig war, mit seinen Mutmaßungen lange hinter dem Berge hielt.

„Wenn ich nicht irre, Herr Reinfeld" — begann er jetzt, „so geht das, was mein Sohn jetzt erzählt hat, Sie mehr als jeden andern an. Vielleicht sind Sie gar selbst. . . .

„So ist es" sprach Ludwig, von seinem Sitze sich erhebend — „Ich selbst bin das Opfer der väterlichen Willkür, bin als siebenjähriger Knabe getauft — also Christ wider Willen. Ich kannte selbstverständlich in jener Zeit die Bedeutung des Aktes nicht, der an mir vollzogen. Ich habe später ebensowenig Gelegenheit genommen, meinem Vater für das, was er jedenfalls in bester Absicht mit mir vorgenommen hatte, zu danken, als ihn dafür zu tadeln. Der Gedanke, daß ich Christ bin, lebte so unbestimmt in mir, daß ich jahrelang daran vergessen konnte. Kurz nach meiner Immatrikulation wurde ich von meinem Vater ganz besonders daran erinnert und von ihm auf die bessern Chancen hingewiesen, die sich als Christ mir in meiner Karriere eröffneten. Ich habe ihm damals meine Anerkennung hierfür offen und frei versagt, aber ich habe nicht daran gedacht, daß ich jemals dazu gelangen werde, ihm daraus einen Vorwurf machen zu müssen. Doch es geschah.

Ich kam in dieses Haus und fand in ihm eine Gastfreundschaft, ein Wohlbehagen, wie beides mir noch nie zu Teil geworden. Die Art und Weise, wie ich hier das Judentum zum Ausdruck gebracht sah, ließ in mir in einzelnen Augenblicken das Bedauern auftauchen, daß ich ihm nicht mehr angehörig bin. Ich hätte letzteres vielleicht offenbaren sollen, umsomehr als ich versichert sein durfte, daß sich Ihre Zuneigung für mich dadurch nicht im geringsten vermindern würde. Ich that es nicht, und das ist mein Vergehen. Ich folgte vielmehr dem Gefühle, das mich zu Emilie hinzog und täglich mehr Raum bei mir gewann, ohne dabei die Schranken in Betracht zu ziehen, die mich von ihr trennen, und als es zuletzt geschah, hatte ich keine Gewalt mehr über mich."

Er schwieg.

Die Ueberraschung, die durch das Mitgeteilte bei den Anwesenden herbeigeführt wurde, war eine allgemeine, aber in ihrer Wirkung doch nicht ganz gleiche. Dem alten Ulrich war dabei eine besonders peinliche Empfindung durchaus nicht anzumerken. — Er hatte immer, indem er überhaupt an der Möglichkeit dieser Verbindung gezweifelt; ein Mißtrauen derselben gegenüber nicht überwinden können und die nur für sie eingetretene Unmöglichkeit konnte ihm ziemlich gleichgiltig sein. Ganz anders nahm seine Gattin die Enthüllung Ludwigs auf. Wir wissen ja doch, daß die Mütter in dieser Beziehung ihren Kindern viel näher stehen als die Väter, sie empfinden, fühlen, begreifen und teilen mehr dergleichen Vorgänge in den Herzen ihrer Töchter oder auch Söhne. Frau Ulrich freute sich in innersten Seele des Glückes, das ihrem Kinde bevorstand, das da liebte und geliebt ward und hatte kaum seine Erhebung zu dem vornehmen Stand dabei im Auge; was sie jetzt vernommen, mußte ihr daher eine große schmerzliche Enttäuschung bereiten.

Minder niedergeschlagen sah Tony aus, sie hatte, wie ihr Vater, dem bevorstehenden Glücke ihrer Schwester keine große Hoffnungen entgegengebracht; ihr scharfer Verstand fand alle die unliebsamen Momente heraus, welche, wenn die Verbindung sich vollzogen, das wahre eheliche Glück ihrer Schwester stark beeinträchtigen würde, wobei dann der Hochmut des Bankhauses, womit man auf die gewonnene Schwiegertochter aus gewöhnlicher Familie herabblicken, nicht das letzte sein würde.

Aber Emilie saß da gleich einer zu Marmor erstarrten Statue. Die feine, sanfte Röte ihrer Wangen, die ihr sonst so schön stand, war zurückgetreten und an ihrer Stelle erschien jene unheimliche fahle Farbe, wie sie gewöhnlich das Herz bei seiner tiefsten Verwundung zu Tage treten läßt. Die feinen, zarten Umrisse ihres lieblichen Gesichts waren dieselben geblieben, aber der frühere geistsprühende Blick hatte seinen Glanz verloren, er hing unbeweglich an den Lippen Ludwigs. Er begegnete sich dann mit dem seinen und versuchte das Wehe, das in ihm sich barg, in sich aufzunehmen.

Ludwig trat an sie heran, ergriff ihre Hand und sprach: „Sie haben, Fräulein Emilie, meine Beichte mit angehört, sagen Sie, ob Sie mir vergeben können?"

„O, ja doch," erwiderte sie mit einem Gleichmute, den man ihr nicht zugetraut, der aber nur ein letztes Aufflackern ihrer früheren Geistesstärke war — „Sind Sie ja doch unglücklich, sind es wie ich selbst unabsehbar tief — wenn jemals ein Vergehen seine Sühne gefunden, so vollzieht sie sich hier in dem Tieftraurigen unseres gemeinsamen Schicksals" . . .

„Wann reisen Sie, Herr Reinfeld?" unterbrach der alte Ulrich jeden weitern Leidenserguß der beiden. —

„Ich denke Vater, daß wir den Zug benutzen, der morgen Vormittag um zehn Uhr von hier abgeht."

„Schon —" bemerkte nur Frau Ulrich, sonst aber hatte niemand etwas dabei einzuwenden. Jeder fühlte, daß ein längeres Verweilen im Hause peinlich sei. — —

In Berlin bei Reinfelds, sah man der Rückkehr Ludwigs mit gespannter Erwartung entgegen. Er hatte seine Reise nach L. mit kurzen, wenigen Worten verkündet und keinen Einspruch dabei erfahren. Letzteres geschah wohl sicherlich darum, weil man von dieser Reise die Auflösung des der Familie des Bankiers so peinlichen Verhältnisses zu Ulrichs Schwester erhoffte.

Ludwig kam indes von L. zurück, ohne sich im geringsten über das auszulassen, was er dort bewirkt. Sein Aeußeres trug dasselbe düstere Gepräge melancholischer Stimmung wie vorher. Ebensowenig nahm Eduard bei seinen zeitweiligen Besuchen Gelegenheit sich über ein darauf bezügliches Geschehnis zu äußern. Man legte bei Reinfelds das Schweigen Ludwigs in verschiedener Weise aus, täuschte sich jedenfalls in der Annahme aber, daß wohl die weitere Zeit die gewünschte Enthüllung bringen werde. Was aber zu Tage trat, das war die traurige Wahrnehmung, daß die Zeichen innerer Zerfallenheit bei dem Sohne des Hauses sich täglich mehrten.

Es war am christlichen Pfingstfeste. Die Familie Reinfeld war von einem Ausfluge heimgekehrt. Ludwig war wie in der letzten Zeit immer, nicht bei der Partie gewesen. Das fiel schließlich gar nicht mehr auf. Die Ermüdeten hatten sich bereits zur Ruhe begeben. — Da krachte plötzlich ein Schuß durch die Nacht und zwar aus nächster Nähe in den Wohnräumen. Der Hausvater war der erste, der hierdurch aus dem Schlafe gerissen wurde. „Was war das, Lydia?" rief er erschreckt auffahrend. „Hast Du gehört?" — Die Genannte entwand sich mühsam den Banden des ersten Schlummers. „Was giebt es" fragte sie, sich im Bette halb aufsetzend. „Man hat in unserem Hause hier geschossen." „O du mein Gott, stehen wir nur schnell auf — was kann geschehen sein?" Dem Wort folgte die That. Mit bebender Hand ergriff Reinfeld das brennende Licht, um sich nach den Zimmern Ludwigs zu begeben, eine furchtbare Ahnung schnürte ihm die Brust zusammen und sagte ihm das, was sich in Wirklichkeit dort zugetragen. Es war inzwischen auch in dem Schlafgemach seiner Töchter lebendig geworden; auch hier hatte der Schuß Schrecken und Entsetzen hervorgerufen.

Jetzt stand Reinfeld vor dem Zimmer seines Sohnes. Mit zitternder Hand griff er an das Schloß der Thüre, dieselbe öffnete sich und bot dem armen Manne einen Anblick dar, der wohl der schrecklichste war, der jemals einem Vater geworden. Er sah seinen einzigen Sohn den Revolver noch in der Hand, ausgestreckt auf dem Sopha liegen. Der gefallene Schuß war von keinem andern, als von diesem abgegeben. Der unglückliche Vater näherte sich seinem Sohne, der eben selbstmörderisch Hand an sich gelegt. Er fand ihn bereits als Leiche. Einzelne Blutstropfen sickerten an der Stelle der Brustseite hervor, an welcher das Herz liegt.

Während nun der alte Reinfeld wie vom Schlage getroffen dastand, aber noch Kraft genug besaß, um sich aufrecht zu erhalten, sank seine Gattin, die ihm auf dem Fuße gefolgt, bei dem, was sie gewahrte, bewußtlos zusammen.

Gleicher Schreck und dasselbe Entsetzen bei den bald hierauf erschienenen Töchtern des Bankiers und im Bereiche der so schwer heimgesuchten Familie, spielte sich jetzt einer Szene ab, welche wiederzugeben die Macht des Wortes nicht ausreicht.

Nachdem Elise und Marie vorerst die Mutter wieder zu Bewußtsein gebracht, konnten sie sich dem Schmerze über den Verlust, des geliebtesten der Brüder hingeben.

Auf dem Tische lagen zwei verschlossene Briefe, von welchen der eine die Aufschrift „An meine teuren Eltern" der andere „An meinen teuren Freund Eduard" trug.

Ludwig wurde nun in die Lage eines ruhig Schlafenden gebracht, und da man von seinem Tode überzeugt war, unterließ man es inmitten der Nacht zur Konstatierung des traurigen Falles einen Arzt rufen zu lassen.

Der von Ludwig an die Eltern gerichtete Brief wurde vorerst noch nicht erbrochen. Es bedurfte, wie man herausfühlte, zur Entgegennahme seines Inhalts eines Kraftaufwandes, in dessen Besitz man sich jetzt nicht befand. Allein wir selbst finden keinen passenden Platz für die letzten Aeußerungen des unglücklichen jungen Mannes, als hier. Der Inhalt des Briefes lautete: Teuerste Eltern! Wenn Ihr diese Zeile zu Gesicht bekommt, ist Euer Ludwig nicht mehr unter den Lebenden. Ich ringe eine halbe Stunde vor meinem Tode nach Worten, die mir Eure Verzeihung erwirken, die Euch sagen sollen, daß ich nicht anders konnte, daß ich diese unselige That vollbringen mußte. Ich glaubte mich stark genug zum Kampfe mit einem widerwärtigen Geschick und auf die Stimme der Vernunft hörend bis zur Resignation gelangen zu können; allein meine Kraft reichte nicht aus. Ich spürte bei mir, daß ich bei dieser fortdauernden Qual dem Wahnsinn verfallen würde, was für mich und für Euch sicherlich schrecklicher gewesen wäre als der Tod. Bei dieser Qual! Wenn das Gleichgewicht in den Seelenkräften sich verloren und jeder neue Gedanke, der geboren, immer wieder über das Geröll eines zerstörten Erdenglücks seinen Weg nimmt, immer nur in die Erkenntnis sich verläuft, daß dem Leben kein Lichtschimmer mehr abzugewinnen, so bleibt dem Betroffenen kein Mut noch übrig, weiter in der Arena zu verharren und der letzte Rest der Vernunft zerstiebt an der Klippe der hoffnungslosen Aussicht. Früher oder später muß der Geist dann auf unwegsame Pfade geraten und seinen normalen Zustand einbüßen. Jede Regung zum bessern scheint sich von mir losgesagt zu haben. Nirgends

einen Halt bei diesem Gemütstaumel. Anders wäre es vielleicht gewesen, wenn ich den Glauben an einen Gott besessen, von dem ich erst in jüngerer Zeit etwas vernommen, dessen Machtgebot wir widersprochen, der ein Recht dazu hat menschliche Wünsche zu begrenzen und die Fügung in das Unvermeidliche als das heilsamste von Erdgeborenen verlangt — wer weiß, ob ich zu dem letzten geschritten. Allein ich kenne keinen Gott. Wer mir ihn vorenthalten hat? — Doch ich möchte mein Gesuch um Vergebung nicht zur Anklageakte sich gestalten lassen. Nein. Ueber der Versündigung an mir selbst, die ich durch meine Selbstvernichtung begehe, fühle ich bitter und schwer, euch, meine geliebten Eltern, die Hoffnung zu zerstören, die Ihr auf mich gesetzt. Je mehr mir die Liebe zu Bewußtsein kommt, mit welcher Ihr mich seit zarter Jugend umgeben, desto härter trifft mich der Vorwurf Euch diese schmerzliche Enttäuschung zu bereiten. Aber ich kann nicht anders. Verzeihet, vergebet

Eurem unglücklichen Sohn Ludwig.

Das erste Vornehmen der tiefbetrübten Familie am andern Morgen war, zu Eduard zu schicken und ihn zu sich zu bitten. Man unterließ es absichtlich des Vorgefallenen dabei zu erwähnen. Die so schwer Heimgesuchten bedurften eines Menschen, der die Behandlung des Trauerfalls mit der möglichsten Delikatesse übernahm. Sie bedurfte eines dem Hause nahestehenden Mannes und das konnte kein anderer als Ullrich sein. Dieser nahm das an ihn ergangene Ersuchen mit einer gewissen Betroffenheit entgegen. Es mußte dort außerordentliches geschehen sein, — und Ludwigs war nicht im geringsten erwähnt.

Eduard machte sich alsbald auf den Weg. Auf dem Korridor der Reinfeld'schen Wohnung traf er Marie an. Ihr Aussehen machte ihn stutzig und bestärkte ihn in seiner vorher gemachten Voraussetzung.

Als sie seiner ansichtig geworden, trat sie auf ihn zu, ergriff seine Hand und sprach mit von heftigem Schluchzen unterbrochener Stimme: „O kommen Sie, Herr Ullrich, bei uns hat sich etwas furchtbares zugetragen." Weiter sagte sie nichts. Mit raschen Schritten führte sie den Angekommenen nach dem ihm wohlbekannten Zimmer des Freundes und öffnete dasselbe. Ulrich fuhr auf's höchste erschreckt zurück, vor dem, was er zu schauen bekam. „Ich ahnte so etwas" sprach er vor sich hin, dann schritt er auf den entseelten Freund und Genossen zu beugte sich über ihn.

„Ach es ist schwer, hier ein Wort des Trostes zu finden" sprach er dann zu Reinfeld, der eben auch in's Zimmer trat. — „Es ist schwer ein Wort des Trostes zu finden, wo man selbst so hart getroffen und der Beruhigung benötigt ist."

„Sie wissen, mein lieber Herr Ulrich" erwiderte Reinfeld nur mit Mühe die schmerzliche Aufregung unterdrückend, die ihn bis dahin fast der Sprache benommen. „Sie wissen was wir von Ludwig erhofft und erwartet, und werden daher mehr denn jeder andere die Tiefe des uns getroffenen Unglücks ermessen können." — „Ganz gewiß, Herr Reinfeld. — Ich würdige die große Trauer, in die Sie und die Ihrigen versetzt sind. Wenn Sie indes ein braves, gutes, hoffnungsvolles Kind verloren, so werden Sie zugestehen, daß ich dabei den liebsten treuesten Freund eingebüßt. Unser Verlust ist ein gleicher in seiner Größe. Darum werden Sie mir beistimmen müssen, wenn ich sage, daß die Gemütsverfassung des Verstorbenen in letzter Zeit eine solche war, daß ein längeres Leben kaum zu dem Wünschenswerten gehört hat." —

„Und ich, ich habe dem Schicksal, das ihn zu diesem traurigen Ende hinführte, die erste Anleitung gegeben; allein meine Absicht dabei war — ich brauche es Ihnen nicht zu versichern — die beste die väterlichste. Wenn diese That indes mich auch während meines ganzen weiteren Lebens quälen und als Plagegeist mir bis in das Grab folgen soll, so frage ich: giebt es wirklich einen Gott, der durch das Gewissen sprechend, diese Fürsorge eines Vaters für seinen Sohn zum Verbrechen stempeln und strafen könnte?"

„Es giebt einen Gott und er ist es am allerwenigsten, der das Gute, das in einer Absicht liegt, nicht anerkennt. Allein es giebt Absichten, deren erstes Motiv gut, die aber in ihrer weiteren Entwickelung in Wege sich verlieren, welche die Pflichtmäßigkeit, sie möge herrühren, von wo sie wolle, gegen sich haben, dann ergiebt sich das, was uns als Strafe erscheint, aus der Handlung selbst, und Gott, oder sagen wir die Vorsehung, hat damit nichts zu thun. Doch lassen wir diese Erörterung, mein lieber Herr, unser wartet jetzt eine schwere, ernste Pflicht, die, dem teuern Entschlafenen die letzte Ruhe zu bereiten. Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich, um Ihnen noch den letzten Schmerz zu ersparen, die hierzu nötigen Vorkehrungen vornehme." —

Reinfeld bat ihn darum.

Drei Tage darauf hatte Ludwig Reinfeld seine letzte Ruhestätte gefunden. Reinfeld besaß keinen Sohn mehr, Eduard keinen Freund.

Und dort, in dem früher so friedlichen und traulichen Heim beim Klempner Ulrich sah es gar düster und traurig aus. Wenn auch Eduard erst einige Wochen dahin gehen ließ, bevor er den Seinen von dem traurigen Ende seines Freundes Nachricht gab, so war doch schon der Frohsinn daselbst aus dem Hause verbannt. Die zerrüttete körperliche Gesundheit Emiliens gepaart mit den Anzeichen tiefer Melancholie, war Gegenstand allgemeiner schwerer Sorge geworden. Der hinzugezogene Arzt konnte gegen das Wehe der Seele nicht ankämpfen. Er zuckte die Achseln, verschrieb einige leichte Mittel und ermahnte die tiefbetrübten Eltern zur Geduld. Das früher lebenssprühende Mädchen war nicht mehr dasselbe, es glich einer geknickten von Sturme gebrochenen Blume. Mit gebeugtem Haupte und hohlen Wangen schritt Emilie einher. Ihr geistiges Vermögen trat immer mehr und mehr aus seiner Normalität und nahm zuletzt das Wesen des Tiefsinns an. Sie war meist im Garten und auf dem Plätzchen anzutreffen, wo sie einst neben Ludwig sitzend im traulichen Gespräche mit diesem sich befunden. Mechanisch spielte sie dann mit einem Medaillon, das eine Haarlocke des Geliebten in sich barg.

Doch lange sollte dieses Schattendasein sich glücklicherweise nicht hinzuschleppen haben. Der Spätherbst, der der Blume das letzte Leben nimmt, löste auch die noch schwachen Fesseln, die den gebrochenen Körper mit dem sich verdunkelnden Geist verbanden. Der Klempner Ulrich geleitete seine jüngste Tochter zu Grabe, sie die ihm immer als das Licht des Hauses gegolten.

Dunkel und traurig war es jetzt dort . . .

# Zu Purim.

Von J. Mansbacher.

In Persien lebte einst ein Held,
Der Haman stolz sich nannte
Und als ein Lumen vor der Welt
Sich Antisem bekannte.
Er sprach mit tiefem Weisheitssinn
Wie jüngst ein Szachs aus Szachsen:
„Mir streben, daß zum Himmel hin
Nicht Judas Bäume wachsen.
Mir hellen Perser sehen's ein,
Uns kann nur eins noch heben
Nur antis'mitisch darf's allein
Fortan noch Perser geben,
Drum müssen alle Juden raus
Und zwar flugs auf der Stelle
Sonst werden's Herren uns im Haus,
Genug, daß wir seind helle".
Flugs hat er vor dem Könige dann
Sein Steckenpferd getummelt,
Mit schlechtem Geld — als Ehrenmann —
Den Fürsten hübsch beschummelt.
Nur bei der Königin wollt' das Ding
Wie schade! — nicht mehr mehr glücken.
Warum? Die war vom jüd'schen Ring,
Der Kahn und Kohn Entzücken.
Ja, wäre eine fromme Schnutz
An Esther's Stell' gewesen,
Da hätt' des Mordchai eitler Trutz
Gebracht ihm nicht die Spesen,
Doch ward Herr Haman hoch geehrt. —
Man sah gar hoch ihn prangen.
Sein eigner Baum — das war verkehrt
Sah — welche Frucht! — ihn hangen.
Heut hängt man keinen Haman mehr,
Nur wird, der sich vergangen
An Brudersinn und Mannesehr'
Den — Juden angehangen.

---

# Wochen-Chronik.

## Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Am 22. Februar starb nach kurzem Leiden der Kantor der Adaß Jißroel-Gemeinde, Herr Josef Olitzky im Alter von 55 Jahren, betrauert nicht nur von seiner Familie, sondern von allen denen, die ihm nahe gestanden haben. Seine Gemeinde und seine Kollegen widmeten dem Entschlafenen warme Nachrufe. — Am Sonntag fand in der Synagoge der genannten Gemeinde eine würdige Gedenkfeier für den Heimgegangenen statt, und auch die an demselben Tage abgehaltene außerordentliche G.-V. der „Hilfskasse für deutsch-israelitische Kultusbeamte" ehrte das Andenken des langjährigen Mitgliedes in üblicher Weise.

— Die außerordentliche General-Versammlung der „Hilfskasse für deutsch-israelitische Kultusbeamte", deren Witwen und Waisen hat den Protest gegen die in der vor. G.-V. vollzogenen Wahlen als berechtigt anerkannt und demgemäß eine Neuwahl vorgenommen. Es wurden gewählt: HH. Dr. Stern, Brünn, Göttinger, Lichtenstein, Stein, Braun, Marksohn, Eppstein, Dr. Weiße. Die gesperrt gedruckten Namen sind neu gewählt. Herr Schönberger hat die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl abgelehnt.

— Am 4. d. M. hielt der bekannte Stadtverordnete, Herr Rechtsanwalt Hugo Sachs einen fesselnden Vortrag über einen Abschnitt aus unserer Emanzipationsgeschichte. Ausgehend von Mendelssohn, der keine Reform des Judentums, sondern eine solche der Judenheit anstrebte und so die innere, die Selbstemanzipation der Juden anbahnte, schilderte der Redner mit großer Wärme unsere Befreiungskämpfe, mit Begeisterung unsere Siege und in Ergriffenheit unsere Niederlagen; das Vorwärts und Abwärts in den Anstrengungen unserer Väter, ihren Menschenrechten Anerkennung zu verschaffen. Die Nachwirkungen der französischen Revolution, der günstige Einfluß der ruhmreichen Teilnahme der Juden an den Freiheitskriegen, das „tolle" Jahr 48 auf der einen, die Judenbeschimpfungen unserer Tage auf der anderen Seite; die Kampfesglut eines Börne, eines Heine einerseits, die Kampfeswut der Judenfeinde andererseits — diese reiche Mannigfaltigkeit, diese Fülle interessanter Gegensätze, führte der Herr Redner in zusammenhängender Weise ins Bewußtsein der Zuhörer. Er wies auch auf die beschämende Thatsache hin, daß während im Jahre 1847 bei den Judendebatten alle bedeutenden Geister mit Ausnahme Bismarcks für die Juden Partei ergriffen haben, in der Gegenwart sich sehr wenige im Reichstage finden, die sich veranlaßt sehen, für uns einzutreten. Der Vorsitzende des Vereins zur Unterstützung jüdischer Gelehrter — zu dessen Gunsten der Vortrag gehalten wurde, — Herr Stein suchte diese Thatsache mit Recht aus dem Umstande zu erklären, daß im Jahre 1847 das Mitleid für die rechtlosen Israeliten Deutschlands sprach, während in der Jetztzeit der Neid gegen die jüdischen Mitbürger, die sich in der Gesellschaft eine Stellung zu erringen wußten, heftig eifert. Der Vortrag fand reichen Beifall. I. I. N.

— Donnerstag den 28. Februar fand in den Räumen der Knabenschule eine Feier zum Gedächtnis für die verstorbenen Gründer der **„Amicitia"** statt. Anwesend waren die Schüler, der Vorstand und einige Gäste. Herr Dr. Ungerleider sprach zunächst dem Vorstand der jüdischen Gemeinde der der Anstalt durch einen Jahreszuschuß sein Wohlwollen beweist und den Wirt des Hauses, Herrn Dr. Holzman für sein freundliches Entgegenkommen seinen Dank und seine Erkenntlichkeit aus. In feinsinniger Weise machte Herr Dr Ungerleider die Geräte des Heiligtums zum Gegenstand symbolischer Deutung. Der Tisch mit den Broten versinnbildlichte den Tisch der Arbeit und den der Nahrung. Nur ehrliche Arbeit, emsiges Schaffen, unverdrossenes und unermüdliches Wirken bereiten uns den Tisch, der uns mit Nahrung versorgt, und die Weihrauchschale daneben, aus der der erquickende und erlabende Duft aufsteigt, will uns die Süßigkeit der eigenen Arbeit, dies frohe Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, veranschaulichen, die die Würze jedes Mahls und jeder Speise bilden. Das Brot, so wir es selbst erworben und selbst errungen, schmeckt süß, die körperliche Anstrengung, um es uns zu erkämpfen, macht es uns um so köstlicher. „Jegia Kepecha Kithochel etc. Genießest du die Ruhe deiner Hände, dann heil und wohl dir". Nach der überaus gedankenreichen Ansprache an die Zöglinge, gedachte Herr Dr. Ungerleider der hingeschiedenen Förderer und Wohlthäter des Instituts, insbesondere des edlen und warm-

herzigen Gründers und langjährigen Leiters desselben des Dr. Moritz Lüpschütz, der den Zöglingen stets ein hilfsbereiter Freund und Berater gewesen. Der Bericht der nunmehr in ihr 25. Jahr tretenden „Amicitia“ hebt das segensreiche Wirken des Vereins, die Wohlthaten, die er den wissensbedürftigen Zöglingen mit der Gewährung freien Unterrichts spendet hervor, und zeigt die Leistungen, die er in geistiger und materieller Hinsicht im letzten Jahre erzielen durfte. Der Verein hat seine Aufgabe, seine Zöglinge behufs besseren Fortkommens mit den erforderlichen Kenntnissen und nötigenfalls mit gewerblicher erhöhter Tüchtigkeit auszurüsten, voll und ganz erfüllt. Es wurde in einem Falle auch eine Beihilfe zur leichteren Selbstständigmachung gewährt und einigen anderen Geld-Unterstützungen bewilligt. Vor allem ist aber das herzliche Verhalten der Vorstandsmitglieder, Männer in hervorragenden Lebensstellungen, zu den Zöglingen hervorzuheben. Alle sind unter großem Aufwand von Zeit und manchmal auch an Geld bemüht, das Wohl der Anstaltsschüler in jeder Weise zu fördern und zu festigen. Unter den Schülern, deren durchschnittliches Lebensalter 19 Jahr beträgt, sind 3 Schneider, 1 Kürschner, 1 Schäftearbeiter, 2 Cigarrenarbeiter, 3 Kaufleute und 1 Musikbeflissener vertreten. Aus der Chronik des Vereins wäre zu erwähnen, die wegen seiner großen Verdienste um dieselben, erfolgte Ernennung Dr. Ungerleiders zum Ehrenmitgliede und die Aufrückung des Herrn Bodenstein zum stellvertretenden Vorsitzenden. Besonderen Dank gebührt Herrn Dr. Adler, der selbstlos und hingebungsvoll den Zöglingen ein liebevoller Förderer und in allen Nöten ein helfender Berater ist. Unermüdlich stellt er sich mit der ihn auszeichnenden Wärme, mit dem stets gleich bleibenden Eifer in den Dienst dieses humanitären Werkes. Hoffentlich wird der Verein, der mit beschränkten Mitteln so segensreiche Resultate liefert, auch in diesem Jahre fortschreiten, blühen und gedeihen. Bernhard Traubenberg.

— Eine sehr zahlreich besuchte Versammlung des neugegründeten „Vereins israel. Lehrer Berlins“ fand gestern abend im Hotel „Münchener Hof“ Spandauerstr. 11—13 statt. Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses legte Herr Rektor Dr. Adler den Entwurf der Statuten vor, die zum größten Teil nach angeregter Debatte durchberaten wurden. Wegen der vorgerückten Zeit vertagte schließlich die Versammlung um Mitternacht die Schlußberatung auf die nächste Zusammenkunft. Dieselbe findet Donnerstag, den 14. d. Mts. abends 8¾ Uhr im Vereinslokale „Münchener Hof“ Spandauerstr. 11—13 statt; in ihr soll zunächst die Statutenberatung zu Ende geführt und alsdann die Vorstandswahl vorgenommen werden. Die außerordentlich große Beteiligung sowie die vielfachen Sympathiebezeugungen in Briefen und Telegrammen, die dem jungen Verein aus Berlin und der Provinz zugingen, lassen ein recht kräftiges Blühen und Gedeihen desselben erhoffen. Alle diejenigen, die den Zielen des Vereins sympathisch gegenüberstehen, sind zur nächsten Versammlung freundlichst eingeladen. f. —

— Nach Schluß der Redaktion geht uns aus Sulzbürg die Nachricht zu, daß Rabb. Dr. Loewenmeyer nach kurzem Leiden verschieden ist. Nekrolog folgt in nächster Nummer.

* k. **Wahlen.** Am 22. Februar fand die Wahl der weltlichen Abgeordneten zur isr. Landessynode in Baden statt. Gewählt wurden die Herren: E. Rothschild-Konstanz, B. Harburger-Gailingen, S. Bloch-Sulzburg, B. Dukas-Freiburg, H. Epstein-Eichstetten, D. Dreifuß-Offenburg, D. M. Wertheimer-Bühl, Leop. Ettlinger und Fritz Homburger-Karlsruhe, Louis Marx-Bruchsal, Dr. M. Friedberg-Karlsruhe, S. Netter-Heidelberg, H. Halle-Hockenheim, D. Kahn, Rechtsanwalt Dr. Hachenburg-, Jul. Ettlinger-Mannheim, Landgerichtsrat Dr. N. Stein-Karlsruhe, B. Herzberger-Bretten, G. Oppenheimer-Neckarbischofsheim, E. Spiegel-Tauberbischofsheim. Die Synode wird am 18. März eröffnet.

* St. **Aus Amerika.** Frau Esther J. Ruskay, welche vorigen Sommer in einem vor der nationalen Frauen-Vereinigung im Tempel Emanuel in New York gehaltenen Vortrage durch ihren Angriff auf die modernen Reformbestrebungen einiges Aufsehen in jüdisch-religiösen Kreisen erregte, hat nun auch in Philadelphia eine Propaganda begonnen. In einer Versammlung der dortigen Mikve Israel Gemeinde zog sie scharf gegen die Umsturz predigenden Reform-Rabbiner los. Nach ihrer Ansicht gäbe es blos einen Ausweg, entweder der Radikal-Reform Einhalt zu thun oder als Bekenner des Judentums das Feld zu räumen. Sie wies die Anschuldigung zurück, daß eine Umkehr zu den alten jüdischen Bräuchen mit Umkehr zum Aberglauben und Unwissenheit gleichbedeutend sei. Ein Herr Max Cohn stellte die Behauptung auf, daß das Judentum nicht aus einer Reihe von Dogmen und dogmatischen Normen bestehe, sondern das Ideal bedeute in der Verfolgung einer sittlichen Mission. Das Zersplittern des Judentums in verschiedene Fraktionen sei seinem Fortbestande gefahrdrohend. „Ist es wohlgethan“, sagte er, „daß, wenn einige wenige Juden die Idee hegen, daß andere Juden auf dem Holzwege seien, sie sich von der großen Gemeinschaft absondern und ein eigenes kleines Judentum für den eigenen Gebrauch zurechtlegen? Anstrengungen sollten gemacht werden, den Zusammenschluß zu befestigen. Organisation unter Juden kann nie Hierarchie bedeuten.“

— Herr S. Schechter, Lektor an der Cambridge Universität, hielt seinen ersten Vortrag in Philadelphia vor einem sehr zahlreichen Publikum. Er begann mit der Erklärung, er wisse nicht, warum die amerikanischen Juden seiner Dienste besonders bedürfen, da dieselben keineswegs anders seien, als die Juden in andern Ländern. Zu seinem Vortrage: „Einige Gesichtspunkte der rabbinischen Theologie“, übergehend, gab er einen kurzen Ueberblick über die Bibliographie der Quellen, aus denen Information zu schöpfen sei, und wies dann nach, daß der theologische Wert des Talmuds nicht genügend gewürdigt worden sei. Er wies die von mancher Seite aufgestellte Behauptung zurück, daß der Talmud blos mit den Besprechungen leichtfertiger und unwichtiger Gegenstände sich befasse. Die äußern Schwierigkeiten einer Prüfung derselben beständen in dem komplikatorischen Charakter des Talmuds und der Midraschim, dem unzufriedenstellenden Zustand des Textes und dem Mangel an Dokumenten der frühesten Periode. Betreffs der Wundergeschichten wäre blos eine Stelle, in welcher ein Wunder involviert sei bei der Entscheidung über eine wichtige Frage und diese wurde gegen den Wunderthäter entschieden. — Die andern Vorträge werden in kurzer Zeit folgen.

— In der New Yorker Abteilung der nationalen Vereinigung jüdischer Frauen hielt Frl. Rosa Kohler einen Vortrag über „Die Stellung der Frau in der jüdischen Geschichte“. Sie sagte unter anderem: „Lange vor Entstehung des Christentums gab das Judentum der Welt das Beispiel der wahren Würdigung der Frau, indem es dieselbe emanzipierte und ihr einen größeren Wirkungskreis anwies. In

der talmudischen Periode studierten die Frauen das Gesetz, aber des Weibes heilige Funktion war es, das Heim rein zu halten von aller äußerlichen Befleckung des Lasters und des Götzendienstes, wie sie in jenen Zeiten vorherrschten. Sie gestaltete das Heim zu einem Heiligtum, in welchem die Kinder in dem Geiste der Frömmigkeit aufwuchsen und worin das Aufstreben zu höherem Wissen Ermutigung fand. „Liebe dein Weib wie dich selbst, ehre sie mehr als dich selbst", sagt der Tamud und: „wenn dein Weib klein ist, bücke dich herab zu ihr und höre ihren Rat." In fast allen Fällen waren die Frauen der Rabbis und heiligen Männer ebenbürtig, wenn nicht emporragend über sie in Tugend und in Ausübung der Mildthätigkeit und Liebeswerke. Die Reform-Jüdin sollte dafür dankbar sein, daß das moderne Judentum keine Rangunterschiede mehr zuläßt und die Frau gleich dem Manne als das Kind Gottes ansieht. Der eigentümliche Segensspruch des orthodoxen Juden in dem Frühgebet, worin er Gott dankt, ihn nicht als Weib geschaffen zu haben, wurde von der Reform bei Seite gesetzt gleichzeitig mit der Frauengallerie in der Synagoge, beide ein Ueberbleibsel orientalischer Anschauung. Die Reform-Jüdin dankt Gott nicht mehr in Resignation, daß er ihr einen weniger wichtigen Platz in der Gesellschaft anwies. Sie liest ihre Gebete jetzt an der Seite ihres Vaters oder Ehemannes im Gotteshause. Und warum sollte sie nicht? Ich gehe noch weiter und sage, warum sollte sie nicht das Recht genießen, ebenfalls ein Mitglied des Tempels werden zu können, oder ein Mitglied des Verwaltungsrats der Sabbat-Schule, welche gar oft ihren praktischen Verstand und ihr thatkräftiges Interesse verwerten kann?"

## Bürgerliche Verhältnisse.

* Dem Korrespondenten der „Fr. Z." versicherte eine vatikanische Persönlichkeit, daß der Gedanke einer Aeußerung des Papstes über die österreichischen Christlich-Sozialen zwar noch nicht definitiv aufgegeben sei, aber falls sie erfolgt, werde sie besten Falles Mäßigung in der Form empfehlen. Rampolla habe den Papst überzeugt, daß der Antisemitismus nicht die Frucht einer künstlichen Agitation, sondern eine aus dem religiösen (unsere Antisemiten leugnen dies aber stets! Red.) Bewußtsein des Volkes entsprungene Bewegung sei. Das habe beim Papste durchgeschlagen. Die gemäßigte Richtung des Kardinalkollegiums beklagt das Scheitern der Schönborn'schen Mission und beschuldigt den Nuntius Agliardi, in dieser Angelegenheit ohne ausreichende Kenntnis der Verhältnisse das Staatssekretariat beraten zu haben.

* **Aus Rußland.** Der aus Odessa gebürtige jüdische Gelehrte D. S. Flecker veröffentlichte vor kurzem eine juristische Abhandlung, die in Gelehrtenkreisen allgemeines Aufsehen erregte; der Senat der Petersburger Universität zeichnete das Werk durch Verleihung der großen goldenen Medaille aus und beschloß zugleich, den Gelehrten als Professor für die juridische Fakultät in Vorschlag zu bringen. Dieser Beschluß konnte jedoch im Sinne der bestehenden Vorschriften vom Bezirks-Schuldirektor nicht genehmigt werden, weil Flecker ein Jude ist. Flecker bewarb sich nun selbst um die Professur und erwirkte auch unmittelbar vom Unterrichtsminister seine Ernennung zum Universitäts-Professor. Flecker steht heute im jugendlichen Alter von 25 Jahren; erst vor zwei Jahren beendete er seine Studien an der Petersburger Universität und ist gegenwärtig der einzige Jude in Rußland, der Titel und Rang eines Universitäts-Professors besitzt.

— Im Jahre 1894 betrug die Gesamtzahl der Gestellungspflichtigen im russischen Reiche 953.679. Davon waren Nichtjuden 907.878. Juden 45.801=4,8%. Die Zahl der auszuhebenben Rekruten betrug 270000, davon Nichtjuden 254563 und Juden 15434, also mehr als 6%. Ausgehoben wurden von den Juden allerdings nur 14171, es fehlten also 1263 Mann; in Wirklichkeit beträgt dies aber immer noch 5,25% der Gesamtzahl, während die Zahl der jüdischen Gestellungspflichtigen doch nur 4% der Gesamtzahl betrug. Es wurden somit von den Juden 3362 pro 10000 ausgehoben, von den Nichtjuden dagegen nur 2802. Das Endresultat ist also kein Deficit von 1263, sondern ein Ueberschuß von mehr als 2000 Mann. Thatsächlich sind — wie schon wiederholt betont wurde — jene „Deficite" rein fiktive, dadurch entstanden, daß früher die Matrikellisten, welche den Rekrutierungslisten zu Grunde liegen, nachlässig geführt, daß längst Verstorbene, oder im frühen Kindesalter Ausgewanderte nicht gestrichen wurden, somit irrtümlich in den Rekrutierungslisten figurieren, bei der Assentierung aber natürlicherweise fehlen.

— Zur Lage der jüdischen Emigranten in Amerika entnimmt die „Lodzer Zeitung" dem „Woschod" interessante Nachrichten. Gegenwärtig sind in Nordamerika Hunderttausende und selbst Millionen von Arbeitern beschäftigungslos. Von diesen keine Beschäftigung findenden Personen sind, wie das genannte Blatt berichtet, in der kläglichsten Lage die russischen Juden, die in den letzten fünf Jahren in unvergleichlich größerer Anzahl nach Amerika ausgewandert sind, als vor diesem Zeitraum. Ueberall, wo von den aus Rußland eingewanderten Juden die Rede sei, mache sich in Amerika ein solcher Geist der Unduldsamkeit und Abneigung bemerkbar, daß man an der allgemeinen, den russischen Juden gegenüber gehegten feindlichen Stimmung der Bevölkerung nicht zweifeln könne. Wenn die Einwanderung russischer Juden nach Amerika in Zukunft nicht stark eingeschränkt werde, so seien die amerikanischen Juden selbst gezwungen, bei ihrer Regierung um das völlige Verbot der Immigration russischer Juden zu petitionieren.

*h **Die Juden in Portugal.** Gleich allen Nicht-Katholiken, haben die Juden in Lissabon, deren Zahl kaum mehr als 500 betragen dürfte, unter verschiedenen bürgerlichen und religiösen Unzuträglichkeiten zu leiden, aber mehrere unter ihnen haben es doch zu hohen, öffentlichen Stellungen gebracht. Herr Seronja, ein streng orthodoxer Jude, ist Direktor der Bank von Portugal, ein Jude war mehrere Jahre Professor an der Universität, und ein anderer hat eine ähnliche Stellung an der staatlichen Handels-Akademie inne. Es giebt in Lissabon drei Synagogen, aber keine einzige jüdische Schule.

*r **Ein jüdischer Oberst in Rußland.** Ein Berichterstatter meldet uns, daß seit fünfzehn Jahren einer unserer Glaubensgenossen, Dr. Ignatz Lothe, der in Polen geboren wurde, im russischen Heere eine Oberstabsarzt-Stelle inne hat, und daß er während dieser Zeit zweimal dekoriert worden ist. Er hat Oberstenrang und ist in Suwalki bei dem Artillerie-Regiment in Garnison. Er ist mit dem General und allen anderen hohen Offizieren sehr befreundet. Dr. Lothe ist ein Enkel des verstorbenen Herrn Samson Rausuk aus London.

* **Hier und Dort.** Der Böckel'sche „Reichsherold" hat mit dem 1. d. M. zu erscheinenen aufgehört; aus den Trümmern dieses Blattes ist neues Leben erblüht, das „Deutsche Volksrecht" von Ahlwardt=Böckel=v. Mosch hervorgegangen. — Am Mittwoch Abend wurde in Berlin das erste wahrhaft moderne, in seiner ganzen Einrichtung den Anforderungen der Großstadt angepaßte Hotel mit streng=ritueller Küche eröffnet: das Hotel „Münchener Hof", Spandauerstr. 11—12. Eine große Zahl bekannter Israeliten der Stadt hatte sich, einer Einladung des Wirtes folgend, zu einem gemeinschaftlichen Souper eingefunden, um in ernster oder heiteren Rede diesem in Wirklichkeit „zeitgemäßen Fortschritt" ein fortschreitendes Gedeihen zu wünschen. — Herr Lehrer Adler ist von Schwäb.=Gemünd nach Schweinfurt, — Herr Lehrer Hamburger von Alzenau nach Ingolstadt (Donau), — Herr Kandidat Löwensohn aus Borek nach Grottau versetzt. — In dem hess. Dorfe Monsheim starb jüngst der Vorsitzende des christlichen Armenvereins, dem 70 Christen und 5 Juden angehören. Im Namen des Vereins sprach, dem wiederholten und dringenden Wunsche der Vereinsmitglieder nachgebend, der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Herr M. Goldschmidt. — Einem jüdischen Uhrmachergehilfen in Celle wurde auf 28 Anfragen um Arbeit in fünfzehn Fällen die offene Antwort: „Nein, ich nehme keine Juden als Gehilfen". Die übrigen 13 antworteten entweder garnicht, oder sie verschleierten ihre Absage unter allerlei Vorwänden. Einem anderen Juden in derselben Stadt, der seinen Sohn bei einem Kürschner in die Lehre geben wollte, war dies thatsächlich unmöglich, weil kein einziger Kürschner sich dazu verstehen wollte, einen Juden als Lehrling anzunehmen. Und da sollen die Juden Handwerker werden! — Die im Juni v. J. erwähnte Anfrage der Kgl. Regierung zu Arnsberg mit Bezug auf die Ferien in jüdischen Schulen hat einen Erlaß des Kultusministers veranlaßt, der jetzt in den Amtsblättern veröffentlicht wird. Es wird bestimmt, daß die jüdischen Feiertage, die nicht in die Ferien fallen, schulfrei sein sollen ohne Anrechnung auf die Gesamtdauer der Schulferien. Ein Uebermaß von Unterrichtsausfall in den jüdischen Volksschulen soll durch eine geeignete Festsetzung der Ferien verhütet werden. — Nach der Volkszählung vom Jahre 1891 bewohnten in diesem Jahre 15.268 Juden die australischen Kolonien u. zw. in Neu=Süd Wales 5484, in Viktoria 6459, in Süd=Australien 840, in Queensland 809 und in West=Australien 129. Tasmansen hat eine jüdische Bevölkerung von 84 Seelen Neu=Seeland von 1463, während Fiji etwa 50 Juden zählt. Die jüdische Bevölkerung wuchs im letzten Dezennium um 47%.

## Briefkasten.

Herren J. L., H. O. u. v. a., hier. Mit Vergnügen nehmen wir von Ihrer Mitteilung Notiz, daß es übertrieben sei, Hrn. Justizrat M. als Analphabeten in hebraicis zu bezeichnen. Uebrigens wollte der warmherzige Autor dieses Epitheton gar nicht wörtlich genommen wissen.



## Eine Bitte an alle Glaubensgenossen.

Der Fortbestand des in Memel vor nahezu 25 Jahren eingerichteten israelitischen Krankenhauses ist gefährdet, falls demselben nicht rasche und ausgiebige Hülfe und Unterstützung zu Teil werden sollte.

An keinem Punkte der Welt ist aber eine solche Anstalt so notwendig und ersprießlich, wie gerade an diesem Orte. Die nahegelegenen russischen Grenzbezirke beherbergen eine jüdische Einwohnerschaft von etwa einer halben Million Menschen, welche gegen 80% der Stadtbevölkerung bilden; und gerade diese jüdische Bevölkerungsmasse ist die ärmste und unbeholfenste und darum hilfsbedürftigste vielleicht auf dem ganzen Erdenrund.

Angemessene und ausreichende Anstalten für Krankenpflege sind in diesen Gegenden nirgends vorhanden, die ärztliche Behandlung daselbst ist sehr teuer und für den Armen völlig unerschwingbar, auch nicht an jedem Orte zu erlangen: deshalb von Rußland her der große Zuzug der Kranken, besonders aber der Schwerkranken, denen man seit Menschengedenken selbst in fernliegenden Gegenden Deutschlands begegnet. Besonders aber war die Stadt Memel ihrer geographischen Lage wegen der Ort, wohin sich der Zudrang zunächst wenden mußte und darum von armen russisch=jüdischen Kranken jederzeit bis zum Erdrücken belastet.

Vorkommnisse der traurigsten Art haben zur Einrichtung des Krankenhauses geführt. In Ställen und Bretterverschlägen, ja auf offener Straße haben arme Kranke, die niemand aufnehmen wollte, selbst bei strengem Winterwetter sich niederlegen müssen, oft um nie wieder aufzustehen. Da wurde durch milde Beisteuern, besonders der deutschen Glaubensgenossen, das gegenwärtige Krankenhaus eingerichtet und seitdem sind solche schwere Uebelstände nicht mehr vorgekommen.

Das Krankenhaus hat ungeachtet seiner wenigen, nur sehr dürftig ausgestatteten Räume doch überaus segensreich gewirkt und hat, trotzdem ihm nur sehr geringe Geldmittel zur Verfügung standen, seit seinem Bestande annähernd 1200, großenteils schwerkranken Personen unentgeltliche Hülfe und Pflege zuteil werden lassen. Nunmehr aber ist das einstöckige, völlig unzweckmäßig angelegte Haus derart baufällig geworden, daß es niedergerissen und an seiner Stelle ein anderes, den Anforderungen der Neuzeit wenigstens einigermaßen entsprechendes Haus errichtet werden muß. Die Aufsichtsbehörde hat ihr Mißfallen über den Zustand des Krankenhauses in unzweideutiger Weise zu erkennen gegeben, und es muß befürchtet werden, daß das Haus demnächst aus sanitätspolizeilichen Gründen geschlossen werden könne. Sollte dieses geschehen, so hätte man damit nicht etwa den Zustrom russischer Kranken gehemmt, sondern die ehemaligen Mißstände würden wieder hervortreten und die Kranken dem Straßenelend verfallen.

Die hiesige wenig steuerkräftige Synagogen=Gemeinde hat weder die Mittel noch die Pflicht, diese schwere Last allein zu tragen. Sie hat seit einer Reihe von Jahren dem Krankenhause, dessen sie neben den städtischen Heilanstalten weder bedarf noch beansprucht, nach Kräften finanzielle Unterstützungen zufließen lassen und ist außer Stande, höhere Zuschüsse als die bisherigen zu gewähren. Deshalb richten wir an alle Glaubensgenossen die Bitte, durch milde und ausreichende Beisteuern den Neubau und Unterhalt eines Krankenhauses für russisch=jüdische Kranke möglich zu machen.

Glaubensgenossen! Habt Mitleid mit Euern elenden und hülflosen russischen Glaubensbrüdern! Ist es schon schlimm arm zu sein, so ist es noch viel schlimmer krank zu sein; aber en armer, kranker russischer Jude ist ein so mitleidswerter Mensch, daß sonst keine unglückliche Wesenheit der Welt hiermit vergleichbar ist.

Glaubensgenossen! die Ihr in besseren Verhältnissen lebt, die Ihr Euch selbst helfen könnt in gesunden und kranken Tagen — o, gebet uns in gewohnter Mildthätigkeit nur so

viel als nötig ist, um dieses Haus zum Schutze der Kranken, welche aller dieser Glückszustände nicht teilhaft sind, aufbauen und unterhalten zu können.

Herr L. Alexander, Inhaber der Firma **Siebert & Alexander in Memel**, hat sämtliche **Kassengeschäfte** für den Krankenshausbau übernommen. Alle Spenden aber sind zu richten an eine der geehrten Firmen:

**Siebert & Alexander**, Memel, **Jacob Landau**, Berlin, **Litten & Co.**, Königsberg,

deren Inhaber sich zur Empfangnahme bereit erklärt haben.

Memel, Ende des Jahres 1894.

**L. Alexander**, Vorsitzender des Vorst. der Syn.-Gem.
**J. Abelmann**, Vorst. der Syn.-Gem.
**S. Bloch**, Vorst. d. Syn.-Gem. und des Krankenhauses.
**S. Borchardt**, Kaufmann.
**Moritz Cohn**, Kaufmann.
**A. Eisenstädt**, Kaufmann.
**Meyer**, Landgerichtsrat, Repräsent.-Vorsteher.
Dr. **Pindikowki**, Arzt des Krankenhauses.
Dr. **J. Rülf**, Rabb. der Kreis-Syn.-Gem.
**J. M. Schapiro**, Kassirer des Krankenhauses
**Wechselmann**, Amtsgerichtsrat.

**Insterburg:**

Stadtrat **Isaak Eichelbaum**, Vorsteher des Verbandes der Ostpr. Synagogen-Gemeinden.

**Königsberg:**

Dr. **J. Bamberger**, Rabbiner der Syn.-Gem.
**Moritz Becker**, Geheimer Kommerzienrat. Firma Stantin & Becker.
**Isidor Cohn.** Kommerzienrat.
**Laaser Eichelbaum**,
Professor Dr. **Jaffe**, Geh. Medizinalrat.
**S. Magnus**, Stadtrat.
**Georg Marx**, Firma: Litten &Co.
Prof. Dr. **Samuel**, Vorsitzend. d. Vorst. d. Syn.-Gem.
Prof. Dr. **Schreiber**, Dir. der mediz. Poliklinik.

**Berlin:**

Dr. **Heinrich Meyer Cohn**, i. F. Meyer Cohn.
Dr. **A. Fürst**, prakt Arzt.
**J. Ginsberg**, i. F. Gbr. Ginsberg.
Dr. **H. Hildesheimer**, Herausgeb. d. jüd. Presse.
Dr. **M. Kirstein**, Geh. Sanitätsrat.
**Eugen Landau**, Kgl. Span. Gen. Consul. Firma: Jacob Landau
Dr. **M. Markuse.** Geh. Sanitätsrat.
Dr. **S. Maybaum**, Rabbiner der jüd. Gem.
**Rudolf Mosse**, Zeitungsverleg. und Verlagsbuchhdl.
Professor Dr. **Senator**, Geheimer Medizinalrat, Direktor der III. medizinischen Klinik der Königl. Charité und der Universitäts-Poliklinik.

# Jüdische Gemeinde.

**Gottesdienst.**

**Freitag, den 8. März** in allen Synagog. Abends 6 Uhr.

**Sonnabend, den 9. März** in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

**Predigten** Vorm. 9½ Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Ungerleider, Vorm. 10 Uhr, Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier, Nachm. 4 Uhr: Alte Synag. Hr. Kand. Dr. H. Vogelstein.

**Gottesdienst am Purimfeste. Sonnabend, den 9. März** in allen Synag. Abends 6½ Uhr.

**Predigten:** Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse.

**Gottesdienst an den Wochentagen** Morg. in allen Synagogen 7 Uhr, abends in der alten Synag. u. Kaiserstr.-Synag. 5½ Uhr, in der neuen Synag. u. Lindenstr.-Synag. 5 Uhr.

---

**Synagoge Beth-Zion**

Brunnenstr. 10, Sonnab. 9. März, Predigt Herr **Rabbiner Hözter.**

**Jugendgottesdienst** 4 Uhr.

Am **Purim** Jugendgottesdienst 10 Uhr. Religionsschule Linienstraße 162.

---

In hies. Gem. ist die Stelle eines

**Relig.-Lehrers, Kantors u. Schächters,**

von gleich oder 1. April zu besetz. Fixes Geh. 900 M. u. ca. 400 M. Nebeneink. 2 Tage in d. Woche Filiale Mehlauken mit der Bahn, dort Schlachten u. Relig.-Unterr. Seminar. Gepr. bevorz. Dem Gewählt. werd. Reisek. vergüt.

Labiau, 4. März 1895.

**Louis Lepehne.**

---

כליקודש zu einer ספרתורה für alt zu kaufen gesucht. Offert. mit Angabe des Preises erbeten an L. Rischmann, Seckenburg, Ostpr.

---

Zum 1. April ist die **Religionslehrer-, Kantor-** und **Schächterstelle** vakant. Gehalt vorläufig 1000 M. bei freier möblierter Wohnung und ca. 200—300 M. Nebeneirkünften. Unverheir. Bew., welche deutsche Vorträge halten können. Reisespesen nur dem Gewählten. Seminaristisch Gebildete bevorz.

Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde in Salzwedel.

---

Die Religionsschul-, Vorbeter- und Schächterstelle alsbald zu besetzen. Gehalt 550 M., bei freier Wohnung. Nebeneinkommen ca. 300 M. Gelegenheit zu größ. Nebenverd. Seminar. geb., ledige Bewerber.

Der Kultus-Vorstand in Alzenau b. Aschaffenburg.

---

Die Kantor-, Kore- u. Schächterstelle soll sof. bes. werden. Gehalt neben fr. Wohn. 800 Mk. u. ca. 500 Mk. Nebeneink. Reisekost. nur d. Gewählten.

Obersitzko, den 28. Febr. 1895.

Der Korporations-Vorstand:

**M. Deworesohn.**

---

☞ מנקר חלק אחוריים von einem Berliner isr. Fleischermeister sofort ges. Off. sub N. N. 8 an die Exped. dieses Bl.

---

**„Toda Wsimrah"** von Lewandowski gebraucht aber gut erhalten suche zu kaufen. Off. sub. A. Z. an d. Exped. d. Bl. erb.

---

כשר

**Fleisch- und Wurstwaren-Fabrik**

**F. Braune**

**Magdeburg**

**Stein-Straße**

empfiehlt Prima **Fleisch-** u. **Wurstwaren** zu soliden Preisen.

**Versandt nach außerhalb** gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.

---

# L. Katz & Cie.

Ecke König- u. Spandauer-Str., gegenüber dem Rathhause.

Friedrich-Str. No. 204, Ecke Schützenstr.

**Unsere Reclame-Artikel:**

Complete **Kücheneinrichtung** in Glas, Porzellan u. Steingut in dem sehr beliebt. Streublumen-Muster, Kochgeschirr, Bestecke, Bürsten, Besen etc. **100 Theile** zu dem **enorm billigen Preis von 35,50 M.**

**Unsere Reclame-Artikel:**

**Kaffee-Service** 8 theil. von 2,75 an. Echt Porzellan **Ess-Service** 30 theilig von Mk. 7,35 an.

## Unsere Specialität:

**Ia Riebeck'sche Lichte**, das Pack. zu 6 u. 8 Stck, **nur 45 Pf.** **Salon-Kerzen** gedreht m. Gold-Decor. p. Pck. à 3 St. **nur 50 Pf.**

**Marmor-Waschseife** 3 Pfund **50 Pfg.** Ia. **Oberschaalseife** 3 Pfund **nur 95 Pf.**

**Emaillirtes Koch-Geschirr** stets **besonders preiswerth** am Lager.

**Wassergläser** 5, 8, 10 Pf. **Weingläser** geschliffene Dtz. **3 Mk.**

**Echt Porzellan** 3 Paar Tassen m. Goldband **nur 50 Pf.** **Speise-Teller** echt, Dtz. 3 Mk. **Speise-Teller** unecht, Dtz. 1 Mk.

---

**☞ Unsere geehrten Leser in Berlin, die nunmehr die ununterbrochene Zusendung unseres Blattes wünschen, wollen uns den auf der letzten Seite der heutigen Nummer enthaltenen Bestellschein freundl. übermitteln. Ohne Bestellung wird das Blatt vor der Hand nicht mehr versandt. Die Expedition, Gr. Hamburgerstr. 21.**

Herr College **Czyzyk,** Wormditt feiert am 10. d. M. sein 25 jähriges Amtsjubiläum. Da der Jubilar ein wahrhafter Freund der Collegen ist, so dürfte von Seiten des Kantorenstandes zu erwarten sein, demselben durch Glückwünsche an seinem Ehrentage zu erfreuen.

**J. Gerschkowitz, Mehlsack.**



In offenem Briefumschlag mit 3 Pf.-Marke, in Berlin per Packetpost mit 2 Pf.-Marke einzusenden.

Unterzeichneter bestellt hierdurch bei der Expedition, Berlin, Gr. Hamburgerstr. 21,

1 Exemplar der „Allgem. Israel. Wochenschrift.“

**N. B. Wir stellen denen, die sich für unsere Zeitschrift gütigst verwenden wollen, Probenummern in jeder Anzahl frei und unentgeltlich zur Verfügung.**

**Bitte auszuschneiden.**



Als Verlobte empfehlen sich:

**Zipora Saalheimer**

**Alexander Gutmann**

Lehrer.

Goßmannsdorf a. Main — Trabelsdorf b. Bamberg

im Februar 1895.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.